Band 839 ● 2,00 DM

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

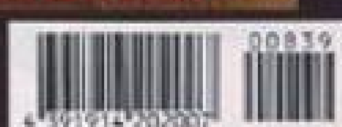
Die große Gruselserie von Jason Dark

Ruhe sanft und komm nie wieder

Band 839 ● 2,00 DM

Schweiz Fr 2,00 / Österreich S 16

Frankreich F 9,00 / Italien L 2500 / Niederlande f 2,60 / Spanien P 250





Ruhe sanft und komm nie wieder

John Sinclair Nr. 839

Teil 2/2

von Jason Dark

erschienen am 02.08.1994

Titelbild von Maren

Sinclair Crew

Ruhe sanft und komm nie wieder

Sie war vorsichtig. Sie kannte sich und ihr persönliches Schicksal, das erst vor kurzem an einem seidenen Faden gehangen hatte. Manchmal konnte sie es noch immer nicht fassen, daß sie lebte und daß wieder alles normal war.

Der Zug nach Warschau fuhr wie ein rollender Sarg durch die Nacht. Er kam von Berlin. Keiner der wenigen Fahrgäste ahnte, welches Drama sich in einem der Wagen abspielte. Einer der Passagiere war ein hochgewachsener Mann. Er trug einen dunklen Umhang, stand in einem der Abteile und schaute aus dem Fenster.

In seinem Gesicht regte sich nichts. Er starrte nur hinaus in eine nachtschwarze Landschaft. Er hatte die Arme angehoben und die Hände um die Fenstergriffe gelegt. Sein Körper bewegte sich leicht im Rhythmus des Zuges. Das polnische Schienennetz war alt und ließ keine hohe Geschwindigkeit zu.

Der einsame Mann dachte nach.

Er überlegte, ob er möglicherweise einen Fehler begangen hatte. War es richtig von ihm gewesen, John Sinclair allein gehen zu lassen? Der wiederum wollte sich um seine Freundin Jane Collins kümmern, die ihm einfach zu lange in einem anderen Abteil - besetzt von drei gefährlichen Männern - verschwunden war.

Der Einsame wußte es nicht genau. Außerdem mußte er seinen Weg gehen und nicht den des Geisterjägers. Er war auf der Welt, um gerecht zu sein. Schon sein Name wies darauf hin.

Er hieß Raniel.

Ein Name für einen Engel, und er war ein Engel, denn er hatte auf zwei Existenzebenen gelebt, und er hatte einen Sohn namens Elohim, um den er sich ebenfalls kümmern mußte.

Sein Leben bestand aus zahlreichen Fäden. Heute aber sah es so aus, als würden sie wieder einmal zu einem Knotenpunkt zusammenlaufen, um dort zu explodieren.

Der Gerechte sah die huschenden Schatten jenseits der Scheibe. Er konnte nicht ausmachen, ob es Bäume, Büsche oder irgendwelche Schuppen waren, die Dunkelheit machte eine Identifizierung einfach unmöglich. Er seufzte, es hatte keinen Sinn, wenn er im Abteil stehenblieb und sich selbst in der Scheibe beobachtete. Er mußte einfach etwas tun, sonst war alles zu spät.

Irgendwo bewunderte er John Sinclair auch, daß er es allein gewagt hatte, sich auf die Suche nach dieser Frau zu machen. John mußte ja damit rechnen, auf Feinde zu treffen, die kein Erbarmen kannten.

Der Gerechte hatte sich entschlossen. Noch immer umfaßten seine Hände die beiden Griffe.

Dann zog er plötzlich an ihnen. Die Scheibe klemmte etwas. Stotternd fuhr sie nach unten, und der kalte Fahrtwind schlug dem Mann ins Gesicht.

Er streckte seinen Kopf vor.

Der Zug fuhr auf dieser Strecke besonders langsam. Den Grund kannte Raniel nicht. Er glaubte aber, einen Damm zu sehen, auf dem sich die Wagenschlange voranbewegte, und an der Seite des Damms schimmerten lange Wasserstreifen, die aussahen wie Kanäle.

Raniel kniff die Augen zusammen. Der Wind wühlte sich in sein Haar. Er wehte es in die Höhe, als wollte er es abreißen. Der Gerechte starrte nach vorn, dort befanden sich auch die beiden Gepäckwagen.

Der Gerechte versuchte es. Mit einem geschmeidigen Dreh schwang

er sich aus dem Fenster. Er schien plötzlich schmaler geworden zu sein. Auch der lange Mantel behinderte ihn nicht bei seiner Klettertour, für ihn zählte nur der Erfolg.

Was ein Stuntman in einem Film schaffte, das brachte auch der Gerechte fertig, denn er verließ den Wagen auf diese ungewöhnliche Art und Weise. Er war wie eine Katze. Sein Körper schien sich zusammengezogen zu haben. Er hatte ihn nicht nur gedreht, sondern auch in die Höhe geschraubt und seine Arme dem Dach entgegengestreckt, wo er an einer schmalen, vorstehenden Rinne Halt finden wollte. Krumm wie eine übergroße Banane hing der Gerechte an der Außenwand des Zugs.

Er hatte sich bewußt für diesen ungewöhnlichen Weg entschieden, denn er wollte die Überraschung auf seiner Seite haben.

Der Fahrtwind war sein Feind. Immer wieder suchte er sich in dieser Gestalt sein Ziel. Er wollte nicht, daß der Mensch über die Gesetze der Natur triumphierte.

Raniel kämpfte.

Er gewann.

Die Rinne hatte seinen Händen Halt genug gegeben. Sie bog sich nur einmal durch, als er sich hochschwang und sein rechtes Bein dabei einen Bogen schlug. Mit dem Knie erreichte er zuerst das Dach des Wagens und stellte sofort fest, daß es feucht war. Er rechnete damit, daß es auch glatt sein würde.

Raniel gab nicht auf. Auf dem Bauch robbte er weiter, bis er ungefähr die Dachmitte erreicht hatte, und dort duckte er sich tief, denn er wollte dem Fahrtwind so wenig Widerstand wie möglich bieten.

Den nächsten Wagen konnte er noch erkennen. Die anderen wurden von der Dunkelheit verschluckt.

Die Lokomotive sah er ebenfalls nicht. Manchmal hatte er auch das Gefühl, durch Wolken zu fahren, doch es waren nur Dunstflecken, die sich in dieser Nähe gehalten hatten und von irgendwelchen Bächen abgesondert wurden.

Raniel war zufrieden, richtete sich nur um eine Idee auf. Sofort bekam der Wind mehr Angriffsfläche. Er schlug gegen ihn, packte den Mantel und schleuderte ihn an der Seite hoch wie eine knatternde Fahne.

Davon ließ sich Raniel nicht beirren. Er hatte den schwierigsten Teil des Unternehmens geschafft, alles andere würde auch noch klappen, davon ging er aus.

Er mußte einen bestimmten Wagen erreichen. Welcher das genau war, wußte er selbst nicht, aber er würde es herausfinden. Und so setzte er seinen Weg fort.

Er schob sich auf dem glatten Dach vorwärts, blieb dabei auf allen

vieren und Raniel erreichte nach einer Weile den nächsten Wagen.

Weiter in Richtung Lok.

Die Abteile unter ihm gehörten noch zur ersten Klasse, das wußte er. Und er wußte auch, daß er dort John Sinclair, dessen Freundin und die anderen nicht finden würde. Wären sie dagewesen, hätte er es mit seinem untrüglichen Instinkt wahrgenommen.

Er lächelte, denn plötzlich kamen ihm seine Eltern in den Sinn. Sie waren nicht seine leiblichen gewesen, sie hatten ihn, das Findelkind, nur aufgezogen.

Das aber lag lange zurück, sehr lange…

Heute hatte er andere Aufgaben zu erledigen. Er war zu einem Jäger geworden, denn er wußte, daß uralte Kräfte überlebt hatten. Daß die Kreaturen der Finsternis aus tiefer vorbildlicher Zeit es verstanden hatten, zu überleben.

Dem wollte und mußte er einen Riegel vorschieben. Deshalb war er der Gerechte geworden.

Er war ein Mensch, der mit dem Tod auf du und du stand, was ihm nichts ausmachte, denn daran hatte er sich gewöhnt.

Der nächste Wagen.

Mit einer geschmeidigen Bewegung hatte er dessen Dach erreicht. Dort duckte er sich für einen Moment, eine Windbö schlug gegen seinen Körper, warf ihn aber nicht um, denn Raniel war zu stark.

Der Zug stampfte weiter. Die Wagen zitterten. Eine lange Kurve lag vor der Schlange. Der Zug legte sich für einen Moment nach links, blieb dabei, und Raniel mußte achtgeben, daß er nicht zur Seite hin wegrutschte und über den Rand glitt.

Er schaffte es.

Er trotzte dem Wind und der Kälte. Er machte weiter. Nichts konnte ihn mehr aufhalten, und es dauerte nur kurze Zeit, bis er sein Ziel erreicht hatte.

Diesmal befand er sich auf dem Dach eines Gepäckwagens. Unter ihm lagerten die Pakete, die Kisten und anderen Sendungen, die in Warschau ausgeladen wurden.

Er spürte allerdings auch, daß sich nicht weit von ihm entfernt, allerdings unsichtbar für ihn, jemand aufhielt, der es gewagt hatte, sich den Kreaturen der Finsternis zu stellen.

Sinclair war dort unten.

Die Frau ebenfalls.

Und noch die drei anderen.

Er spürte sie, denn sie strahlten etwas ab, das sie einfach nicht unterdrücken konnten. Es war eine schlimme Aura, die sich in all den vergangenen Zeiten gehalten hatte. Nichts hatte diesen Gruß aus der Urzeit zerstören können. Und es war zudem der Geruch des Bösen, der Niedertracht und des Todes, der den Gerechten umflorte.

Hier war er richtig.

Der Zug hatte die Kurve wieder verlassen und rollte jetzt ruhiger dahin.

Raniel richtete sich auf.

Wind schlug in sein Gesicht, er peitschte die langen, dunklen Haare weit zurück. Jetzt wurde die Sicht besser, und er entdeckte in der Ferne einen bleichen Schimmer. Dort lag eine größere Ortschaft. Wahrscheinlich war es schon Poznan, wo der Zug halten würde.

Das gefiel dem Gerechten nicht. Er geriet etwas in Zeitdruck. Dann faßte er unter seinen Mantel.

Er zog eine Waffe hervor. Der lange Gegenstand sah aus wie ein Stab. Im Prinzip war er das auch, nur wer näher hinschaute, stellte schnell fest, daß mit diesem Stab auch gekämpft werden konnte.

Raniel hielt ein Schwert in der Hand.

Er wagte es, richtete sich auf, schwang das Schwert in die Höhe, und dabei veränderte es sich. Plötzlich war es genauer zu erkennen, und wiederum unterschied es sich von einer normalen Waffe.

Dieses Schwert bestand aus Glas.

Raniel schlug zu!

***

Ich hatte die Tür des Gepäckwagens mit dem Vierkantschlüssel geöffnet und spielte alles oder nichts. Ich mußte es einfach tun, um Jane Collins zu retten.

Ob sie sich schon jetzt in einer lebensbedrohlichen Lage befand, das wußte ich nicht, rechnen mußte ich mit allem, und deshalb sprang ich mit gezogener Waffe in den Waggon.

Während ich über die Schwelle eilte, hatte ich plötzlich das Gefühl, als hätte jemand die Zeit angehalten. Ich fühlte mich umgeben von einer anderen Zeit, von einer anderen Ebene oder Dimension, und ich wunderte mich darüber, was ein Mensch innerhalb weniger Sekunden doch alles aufnehmen konnte.

Das Bild war einfach genial und gleichzeitig gefährlich. Ich erkannte Henry O. Sellnick, den Beerdigungsunternehmer wieder, dessen Mund ein widerliches Grinsen zeigte und dabei auf eine ungewöhnliche Weise verschoben war.

Ich sah auch den Blonden mit den kurzen Haaren, der seinen Fuß gegen die am Boden liegende Jane Collins gestemmt hatte, aber ich sah den dritten Mann zu spät.

Und er griff mich an.

Er kam von der Seite. Zwar wollte ich noch herumfahren, aber mit dem rechten Fuß stolperte ich über einen am Boden liegenden Gegenstand, wo ich mich auch verhakte.

Meine Bewegung wurde unterbrochen, sie sah lächerlich aus. Im

tanzenden Wechselspiel zwischen Licht und Schatten tauchte der zweite Leibwächter auf und wuchtete mir die Faust in den Körper. Er hatte mich irgendwo in Höhe der Rippen getroffen, und mir wurde die Luft knapp. Ich sackte zusammen, wollte trotzdem feuern, aber der Fuß war schneller. Er erwischte mein rechtes Handgelenk.

Es brannte plötzlich, ich ließ die Waffe fallen und riß instinktiv den anderen Arm als Deckung hoch.

So konnte ich den nächsten Schlag abwehren, der mich allerdings zurückwuchtete. Eine Kiste stoppte mich.

Der Dunkelhaarige war nicht zufrieden. Er wollte alles. Er kam und holte aus.

Ich drehte mich zur Seite.

Seine Faust rammte zwar nicht vor die Kiste, sie streifte mich aber nur.

Ich hämmerte ihm meinen linken Ellbogen in den Nacken, hörte ihn keuchen und hatte selbst den Eindruck, gegen Beton geschlagen zu haben.

»Alvin, du bist nicht gut«, sagte Sellnick, als der Dunkelhaarige in die Knie brach.

Ich konnte über ihn hinwegschauen - und tat nichts mehr, denn Sellnick hatte eine Waffe gezogen.

Die Mündung des Revolvers zielte geradewegs auf meinen Kopf. Als der Mann lächelte, hatte ich das Gefühl, vom Tod angegrinst zu werden.

Ich hob die Arme.

Sellnick nickte. Er befahl Alvin, die Tür zu schließen, und der Mann kroch dorthin. Erst dann richtete er sich auf. Er zog sich an der Tür hoch, drehte sich wieder um, stierte mich aus blutunterlaufenen Augen an.

Der Blonde hatte nichts getan, sich nicht mal bewegt. Sein Fuß stand nach wie vor auf Janes Körper und drückte ihn zu Boden. Mir gelang es, einen Blick auf sie zu werfen. Was ich sah, gefiel mir überhaupt nicht.

Jane hatte sicherlich alles versucht, aber gegen diese Übermacht war sie nicht angekommen. Sie lag da und sah aus, als hätte sie alles verloren.

Mich hatte sie ebenfalls gesehen. Nur leuchtete in ihren Augen keine Hoffnung. Wie auch, denn ich hatte mich ebenfalls nicht als der große Held gezeigt.

Sellnick nickte mir zu. Sein Grinsen blieb dabei. Die Augen funkelten, und es lag eine schon widerliche Bösartigkeit darin, die mir einen Schauer über den Rücken jagte.

»So sieht man sich wieder«, sagte er und nickte dabei. »Ich muß doch einen großen Eindruck auf Sie gemacht haben, daß sie mich bis nach

Polen verfolgen.«
»Sie nicht.«
»Sondern.«
»Ich bin eben neugierig.«
»Worauf?«
»Es geht um Beerdigungen.«
»Ach so. Ist das nicht mein Metier?«
Mir war der Sarg schon aufgefallen, der praktisch den Mittelpunkt des Raumes bildete. Er stand da wie ein Bollwerk. Jemand lag darin, das war sicher. Und es mußte jemand sein, der sich eine besondere Beerdigung schon zu Lebzeiten gewünscht hatte.
Wer?
Für mich spielte das im Moment keine große Rolle. Ich mußte nur sehen, daß wir aus dieser Klemme herauskamen.
Aber Sellnick hatte meinen schrägen Blick auf den Sarg sehr genau bemerkt. Plötzlich schrak er zusammen. Nicht vor Schreck, sondern nur, weil er anfing zu lachen. Er rollte dabei mit den Augen, in seinem Gesicht spiegelte sich all die Boshaftigkeit wider, zu der dieser Mann wirklich fähig war.
Er war Mensch, doch er war auch ein Tier.
Ich hatte für einen Moment den Atem angehalten. Die Kälte kroch durch meine Glieder, was nicht nur an den Außentemperaturen lag, denn ich spürte, daß ich hier auf der falschen Seite stand. Man konnte mit mir machen, was man wollte. Man hatte Jane als Druckmittel, und Sellnick genoß seinen Auftritt.
Er lächelte noch breiter.
Er überlegte, welche Worte er wählen mußte und schielte dabei auf seine gut gepflegte Waffe, die matt glänzte. »Der Mann dort wollte eine besondere Beerdigung haben, weil er ein besonderer Mensch gewesen ist, wenn Sie verstehen, Sinclair.«
»Nicht direkt«, gab ich zu.
»Nun ja, er hat sich in seinem langen Leben mit wichtigen Dingen beschäftigt. Dazu gehörte unter anderem, daß er viel forschte. Er war derjenige, der sich mit der Vergangenheit unserer Welt beschäftigte und zu dem Ergebnis kam, daß es noch Dinge zwischen Himmel und Erde gibt, die man aufklären muß.«
»Klar, da gibt es viele.«
»Das meine ich. Aber ihn interessierte besonders die Vergangenheit, wenn Sie verstehen. Die tiefe Vergangenheit, das Dämonische, das schon seit Beginn der Zeiten Bestand hatte und alle Stürme der Welt überdauern konnte.« Er hob die Augenbrauen an. »Können Sie mir folgen, Sinclair?«
»Ein wenig schon. Sie meinen die Kreaturen der Finsternis.«
Sellnick amüsierte sich. »Wäre es mir möglich, ich würde in die

Hände klatschen.«
»Tun Sie es doch.«
»Dann hätten Sie Ihren Spaß, wie? Aber das wollen wir lassen. Nun, dieser Mann lebte nicht ewig. Auch er starb, und er hatte einen allerletzten Wunsch. Er wollte auf einem bestimmten Friedhof beerdigt werden. Er wollte dort und nur dort liegen. Leider befindet sich dieser Friedhof nicht in unmittelbarer Nähe seiner Heimatstadt Leeds. Er wandte sich an mich und bat mich, ihm diese Beerdigung zu ermöglichen. Ist das nicht herrlich?«
»Für Sie ja, aber für mich weniger.«
»Ach, hören Sie auf! Es ist etwas Besonderes. Dieser alte Friedhof in Polen liegt so, daß ihn kaum jemand kennt. Aber ich weiß über ihn Bescheid.«
»Tatsächlich?«
»Sicher. Dort liegen sie.«
»Kreaturen der Finsternis, denke ich mir.«
»Ja, Sie haben recht.«
»Und weiter?«
Er hob einen Zeigefinger. »Für Sie habe ich mir etwas Besonderes einfallen lassen, Sinclair.«
»Was denn?«
»Ahnen Sie es nicht?«
»Sie werden es mir sagen!«
Er nickte. Sein Blick hatte etwas Träumerisches. »Die Sache ist doch die«, sagte er mit leiser Stimme. »Zuerst hatte ich mir vorgenommen, Sie zu töten. Ich hätte sie vor zwei Minuten abschießen können wie einen Hasen auf der Flucht. Einfach so. Ziehen, zielen und peng. - Ich tat es nicht.«
»Wie menschenfreundlich von Ihnen.«
»Ha, ha…« Er lachte mir ins Gesicht. »Das hörte sich nur so an. Ich bin sehr kreativ, sonst hätte ich nicht in diesen Beruf einsteigen können. Ich habe mir einfach gedacht, daß wir eine Doppel-Beerdigung durchführen.«
»Ach so…«
Sellnick wunderte sich. »Mehr sagen Sie nicht dazu? Wo bleibt denn Ihr Kommentar?«
»Den verschweige ich lieber.«
»Sie können auch nichts dagegen tun, Sinclair. Ich habe alles beschlossen, und ich will Ihnen mit der größten Deutlichkeit sagen, daß ich von meinen Beschlüssen niemals abweiche. Ich bleibe dabei. Sie werden auf dem alten Friedhof sterben. Sie werden einfach eingehen. Sie werden, so sage ich Ihnen, dahinsiechen, zusammen mit den anderen, den Kreaturen der Finsternis. Sie glauben gar nicht, welch ein Balsam das für meine Seele sein wird.«

»Doch, das kann ich mir vorstellen.«

»Noch Fragen?«

Ich nickte. Die hatte ich tatsächlich. »Werde ich als Toter begraben oder lebendig verscharrt?«

Vor Staunen öffnete Sellnick den Mund und vergaß sogar, ihn zu schließen. »Na, Sie machen mir Freude, Sinclair. Reden über Ihren Tod, als wäre es die normalste Sache der Welt. Verdammt noch mal, wie finde ich das denn?«

»Gewohnheit.«

Sellnicks Mund schloß sich. Die beiden Bodyguards hatten bisher nur zugehört. Auch jetzt traute sich keiner von ihnen, den Mund zu öffnen, sie hielten sich wohlweislich zurück, aber sie hielten mich ständig unter Kontrolle. Ihre Blicke waren wie Eisduschen, unter denen ich fröstelte. Meine Sorge galt weniger meiner eigenen Person, sondern vielmehr der meiner Freundin Jane. Ihr ging es schlecht, der Fußdruck behinderte ihren Atem. Wenn sie Luft holte, dann strömte nurmehr ein lautes Keuchen über ihre Lippen.

»Kann dieses Granitgesicht nicht seinen Fuß vom Körper der Frau wegnehmen?« fragte ich.

»Nein, er kann nicht.«

»Haben Sie Angst, Sellnick?«

»Ich gehe nur gern auf Nummer Sicher.«

»Klar, ich…« Die nächsten Worte sprach ich nicht aus, denn ich hatte an Sellnicks Reaktion gesehen, daß irgend etwas nicht stimmte. Er schaute mich nicht mehr an, hatte die Augen verdreht und schielte zur Decke.

Auch ich merkte, daß sich etwas tat.

Der Zug hatte an Geschwindigkeit verloren. Wir rollten einem Halt entgegen. Nur hätte dies nicht die Tatsache gerechtfertigt, daß Sellnick nach oben schielte. Es mußte noch etwas anderes im Spiel sein.

Er wandte sich an Alvin. »Halte sie mit der Waffe in Schach!«

Der Dunkle nickte.

Ich schaute nach rechts.

Alvin hielt die schwere Waffe mit beiden Händen fest. Er hatte sich auch breitbeinig aufgebaut, um die Schwingungen des Wagens auszugleichen, was er nicht immer schaffte. War das meine Chance?

Dann dachte ich an Jane, die sich in der direkten Gewalt dieses blonden Killers befand.

Henry 0. Sellnick hatte den Kopf schräg in den Nacken gelegt, so daß er die halbrunde Decke im Auge behalten konnte. Er war innerlich erregt, sein Atem drang schnaufend durch die beiden Nasenlöcher. Ein paarmal zuckte die Waffe in seiner Hand. Er sah so aus, als wollte er schießen, ließ es dann bleiben und schaute mich wieder an.

Mittlerweile hatte der Zug weiter an Geschwindigkeit verloren.
»Da ist etwas!« schrie Sellnick.
»Wo?« fragte der Blonde.
»Sei nicht dumm, Grundel. Über uns!«
»Soll ich nachschauen?«
Sellnick überlegte nur kurz. »Ja«, sagte er, »schau nach. Klettere auf das Dach, wenn wir anhalten, aber zuvor werde ich einen kleinen Gruß nach oben schicken.«
Er feuerte durch das Dach!

***

Raniel stand auf dem Dach und schlug nicht zu. Etwas hatte ihn gestört, irritiert, ihn aus der Fassung gebracht, was bei ihm eigentlich selten vorkam.
Er wartete.
Der Zug wurde langsamer. Die Lichter, die er kurz zuvor nur als schwachen Schein gesehen hatte, zeichneten sich jetzt deutlicher ab. Sie waren wie ein helles Gebilde, das jemand in die Landschaft hineingestellt hatte, um die Finsternis zu durchbrechen.
Das mußte die Stadt Poznan sein!
Der Gerechte dachte nach. Gleichzeitig ärgerte er sich, den falschen Zeitpunkt für sein Eingreifen gewählt zu haben. Das war eben Schicksal gewesen, und er schaffte es nicht, die Dinge von sich aus zu beeinflussen.
Die Arme sanken wieder nach unten. Dabei kratzte die Schwertspitze über das Dach, und es entstand dabei ein heller, leicht singender Ton.
Der Gerechte bewegte den Mund, ohne etwas zu kauen. Es sah einfach nur so aus, und in seinem Kopf überschlugen sich gleichzeitig die Gedanken.
Raniel schaute nach vorn. Die Masse der Lichter rückte näher. Von der Stadt selbst war noch nichts zu sehen. Sie lag in der Dunkelheit begraben, und Raniel interessierte sich im Moment auch nicht für sie, denn seine Haltung hatte sich gespannt.
Er lauschte.
Der Fahrtwind zerrte an seiner Kleidung, er rauschte ihm um die Ohren, er überlagerte jedes andere Geräusch, doch darauf kam es ihm nicht an. Es ging ihm um andere Dinge, denn die spielten sich unter ihm in dem Waggon ab.
Dort hatte sich etwas verändert.
Er hörte nichts, er fühlte es nur. Raniel hielt den Kopf gesenkt, als wollte er seine Blicke durch das Dach in den Waggon hineinschicken.
Auch da tat sich nichts.
Zumindest nichts, was ihm aufgefallen wäre und was er hätte sehen können.

Er fühlte es nur…

Kälte kroch durch seinen Körper. Das Blut schien dicker geworden zu sein. Ein leichtes Kratzen machte sich im Hals bemerkbar, und er spürte auch den Druck hinter seiner Stirn.

Gefahr?

Nicht für ihn - wenn, dann für John Sinclair und dessen Freundin Jane Collins.

Er trat zurück.

Zwei, drei Schritte nur, und es war ihm, als hätte er eine Warnung erhalten.

Die Schüsse hörte er nur sehr leise, aber die Folgen sah er dicht vor seinen Füßen.

Dort bekam das Dach plötzlich Löcher. Nicht zwei, nicht drei, sondern gleich mehrere. Die Ecke wurde durch die Einschüsse regelrecht perforiert, und ihm spritzte einiges an Masse um die Ohren.

Was die Geschosse dort hervorholten, war irgendein dunkles Zeug, dessen Reste ihn auch an den Hosenbeinen trafen, doch darum konnte er sich nicht kümmern. Wichtig für ihn war, daß ihn keine Kugel getroffen hatte, auch wenn der Schütze unter ihm raffiniert vorgegangen war, denn er hatte die Kugeln nicht an eine Stelle gesetzt.

Die Schüsse waren verstummt.

Der Gerechte hatte sich bis zum Ende des Wagendachs zurückgezogen und wartete dort mit angespannten Sinnen. Noch tat sich nichts, und als er zur Seite schaute, da entdeckte er die Veränderung seiner Umgebung. Die Dunkelheit war gewichen. Lichter rückten näher an ihn heran, streiften seine Gestalt und auch das Gesicht.

Sie rollten nach Poznan ein.

Der Gerechte schaute nach rechts und links. Er suchte nach irgendwelchen Gefahrenquellen, ohne sie zu entdecken. Auf dem Dach stand er allein. Der Mann unter ihm schoß auch nicht mehr, und eigentlich war die Einfahrt in den Bahnhof zu einem günstigen Zeitpunkt erfolgt.

Die Bremsen ächzten.

Der Mann auf dem Dach hatte sich gesetzt, die Arme vorgestreckt und stützte sich mit seinen ausgebreiteten Händen ab. In dieser Haltung wartete er auf den Stopp.

An beiden Seiten ›flossen‹ schon die Bahnsteige vorbei. Sie waren alt, sahen trotz der schlechten Lichtverhältnisse brüchig aus. Lampen warfen ihren Schein auf die beinahe leeren Bahnsteige.

Ein letztes Rucken, dann war die lange Wagenschlange zur Ruhe gekommen.

Der Zug stand.

Raniel glaubte nicht daran, daß man ihm eine längere Pause gönnen würde. Es mußte, und es würde weitergehen, die Kreatur der Finsternis hatte ihr Ziel noch längst nicht erreicht. Aber sie wußte jetzt, daß sich ein Gefahrenherd in ihrer Nähe befand, sonst hätte sie nicht geschossen.

Türen schwangen auf und Wurden wieder zugeworfen. Der Gerechte hörte die schwappenden Geräusche. Menschen hatten den Zug verlassen und wandten sich den Ausgängen zu.

Auch hier war es kalt. Vor den Lippen der Reisenden kondensierte der Atem zu kleinen Wolken.

Es sah alles so normal aus, aber das war es nicht. Der Gerechte spürte sehr deutlich, daß einiges nicht stimmte. Unter ihm lauerte das Verhängnis in Gestalt verschiedener Personen, und auch sie hatten bereits bemerkt, daß sie verfolgt wurden, und dies nicht nur von John Sinclair.

Raniel wußte nicht, wie lange der Zug in diesem Bahnhof stand. Vielleicht fünf Minuten, vielleicht weniger oder auch mehr. Er hatte die Zeiten des Fahrplans nicht im Kopf.

Der Mann im langen Mantel hatte sich wieder auf das Dach gelegt. Keinesfalls wollte er vom Bahnsteig aus gesehen werden, denn in der flachen Lage verschmolz er mit dem Schatten des Dachs.

Warten…

Unruhe!

Sie steckte plötzlich tief in seinem Innern. Sie war einfach da, und selbst Raniel wußte nicht, woher sie so plötzlich kam. Er schreckte sogar zusammen, als er ein schrilles Pfeifsignal hörte. Wie der Schrei eines sterbenden Vogels hallte dieser Pfiff über den Bahnsteig. Das Zeichen für den Lokführer.

Noch eine Tür flog krachend zu.

Der übliche Ruck.

Der Start!

Langsam setzte sich die Schlange der Wagen wieder in Bewegung, begleitet von fauchenden und ächzenden Geräuschen, als wäre Metall dabei, sich zu verbiegen.

Lichter verloren ihre Schärfe, wurden zu schwachen Inseln, die links und rechts vorbeiglitten.

Dann war die Dunkelheit wieder da, und sie saugte den Zug einfach auf. Eine Dunkelheit, die alles abdeckte, auch den blonden Grundel, der dabei war, von außen her auf das Dach des Wagens zu klettern…

***

Rabanew wartete auf den Sieg. An den Tod oder die Vernichtung seinerseits dachte er nicht im Traum. Zweimal hatte ihn dieser Junge, dessen Name Elohim war, reinlegen können, ein drittes Mal würde

ihm dies nicht passieren, denn ihm war es mittlerweile gelungen, seine mörderischen Urkräfte zu mobilisieren.

Er hatte sich verwandelt.

Er war nicht mehr Rabanew, er war zwar noch der Hüter des Hauses und des Friedhofs, tatsächlich aber steckte in ihm eine Kreatur der Finsternis.

Uraltes, dämonisches Blut kochte in seinen Adern. Es war einfach da, es hatte sich erhitzt, es dampfte, es sorgte dafür, daß die Triebe sich wieder entwickeln konnten, es peitschte in ihm, es hatte für seine Verwandlung gesorgt.

Das zweite Gesicht hatte das erste verdrängt.

Es war einfach furchtbar.

Keine normale Haut mehr, dafür eine Fratze, die aus dem Reich einer mutierten Tierwelt stammte.

Das Maul war groß, und seine mörderischen Zähne drohten. Eine breite Stirn, in dessen grüngelbe Haut sich tiefe Falten eingegraben hatten. Hände, die keine mehr waren, sondern lange Klauen.

Schaum stand vor dem Maul und wehte in Flocken davon.

Das Tier war da. Das Tier würde töten, und das Tier hielt seine grausam kalten Augen genau auf den Jungen gerichtet, während Rabanew seine rechte Hand bewegte, mit der er den eisernen Schürhaken umklammert hielt. Sein Ende schleifte über den Boden, und jedes Geräusch gab ihm einen neuen Schuß an Hoffnung.

Diesmal nicht… er wollte gewinnen!

Und doch zeigte der Junge keine Angst vor ihm. Er hatte das Haus verlassen und kam mit langsamen Schritten auf ihn zu, seinen Blick in das Gesicht des Monstrums gerichtet. Es machte ihm überhaupt nichts aus, diese Mutation zu erleben, denn Elohim war sich seiner Stärke bewußt. Es gab andere Mächte, unter deren Schutz er sich sicher fühlte, und in der Dunkelheit wirkte er gleichzeitig wie eine Lichtgestalt, denn dieses zitternde Licht umflorte ihn vom Kopf bis zu den Füßen.

Er ging, er lächelte, er nickte seinem Feind sogar zu.

Rabanew wollte es nicht wahrhaben. Hinter ihm war das weiße Tor geschlossen, und jenseits davon schauten die Grabsteine aus dem Boden, unter denen sich so schreckliche Dinge verbargen.

Dort waren sie verschwunden.

Dort lagen sie.

Kalte Erde umschloß sie wie mit Krallenfingern, aber sie waren nicht tot, sie warteten auf ihre Chance, sie würden zurückkehren, denn es war keine sanfte Ruhe.

Elohim ging weiter.

Sein hübsches, beinahe schon mädchenhaftes Jungengesicht zeigte ein leichtes Lächeln. Die Augen funkelten, sie blickten nicht

haßerfüllt, sondern freundlich, als stünde kein geiferndes Monster vor ihm, sondern ein normaler Mensch.

Rabanew wollte nicht verlieren, er mußte siegen.

Deshalb holte er aus.

Dabei lief er auf den Jungen zu. Er wollte ihn mit einem Schlag zu Boden strecken, als es passierte.

Er sah die Gestalt noch stärker flimmern, und einen Lidschlag später war sie verschwunden.

Rabanew hackte in den Boden. Vor Wut heulte und kreischte er zugleich. Er schüttelte den Kopf. Er drehte sich, als er seinen Schürhaken wieder in die Höhe riß.

Wo steckte der Junge?

Über seinem Kopf hörte er das Lachen!

Zuerst zuckte die Kreatur der Finsternis zusammen. So grauenvoll seine Gestalt auch aussah, tief in seinem Innern hatte er sich noch menschliche Regungen bewahrt, die sich allerdings rein auf den Verstand konzentrierten.

Lachte man ihn aus?

Er schaute in die Höhe!

Und da schwebte der Junge. Getragen von den Kräften der Levitation, die er perfekt beherrschte. Er lächelte seinem Feind zu, er schaute auf ihn nieder, hielt die Arme leicht angewinkelt und halb erhoben, die Handflächen dabei nach außen gedreht.

Sein Blick war voll und ganz auf die Kreatur der Finsternis gerichtet. Augen wie Glas, trotzdem nicht kalt, sondern freundlich, als würde er verzeihen wollen. Für einen normalen Menschen mußte er aussehen wie ein junger Heiliger, was er natürlich nicht war. In ihm hatten sich nur die Kräfte versammelt, die ihm von seinen Eltern - Lilith und Raniel - damals mitgegeben worden waren.

Die Kreatur der Finsternis schrie wütend auf. So laut, als sollten die Schreie die Finsternis zerfetzen oder riesige Löcher hineinreißen. Rabanew wollte nicht zugeben, daß er sich auf der Verliererstraße befand, und er wuchtete den eisernen Schürhaken in die Höhe. Voller Haß und Zorn schleuderte er das Instrument dem Jungen entgegen, das den Körper bei dieser Aufprallwucht zerschmettert hätte, aber es traf nicht.

Elohim hatte sich nicht einmal bewegt, aber in seinen Augen war für einen winzigen Moment etwas aufgeflammt. Eine Kraft, die nicht sichtbar war, die es jedoch verstand, gewisse Dinge zu verändern und auch zu lenken.

Wie diesen Schürhaken.

Er hätte Elohim im Gesicht und am Körper treffen sollen, statt dessen aber drehte er dicht vor dem Aufprall ab und wischte links an der Gestalt vorbei.

Die Waffe verschwand in der Dunkelheit der Nacht.

Stille breitete sich aus…

Selbst das Keuchen des verwandelten Rabanew war verstummt. Er blieb auf der Stelle stehen, den Kopf nach vorn gebeugt, das Maul offen und dabei auf seinen Geifer schauend, der in dicken, flockigen Tropfen zu Boden klatschte.

Elohim aber schüttelte den Kopf.

Diese Bewegung, so harmlos sie auch sein mochte, war für die Kreatur so etwas wie ein Todesurteil.

Schon einmal hatte Rabanew die Blitze gesehen, die über den Himmel gezuckt waren und sich auch auf die Erde zubewegt hatten.

Jetzt sah er sie wieder.

Nur hatten sie diesmal ein neues Ziel.

Von verschiedenen Seiten rasten sie auf die Kreatur der Finsternis zu und drangen in den veränderten Körper hinein wie lange Lichtsperren, die sich dann, als sie das Gewebe zerrissen, in Flammen verwandelten und sich gedankenschnell ausbreiteten.

Das Feuer fauchte in dem Körper hoch. Es war der Quell der Zerstörung. Es riß alles auseinander, was bisher von einer dämonischen Kraft zusammengehalten wurde, und die einzelnen Teile flogen davon. Diesmal brennend, sie trudelten wie flammende Lappen durch die Luft, feurige Fahnen, die Inseln in die Dunkelheit rissen, sie mit ihren rötlichen Mustern erhellten, bevor die Schwärze der Nacht wieder die alten Löcher schloß.

Elohim schaute zu, während er wie von einem Band gezogen wieder nach unten sank.

Schon bald hatte er den Erdboden erreicht, und er schaute zu, wie Rabanew verbrannte.

Flammen umtosten seine Reste. Sie hielten noch zusammen, und die Kreatur des Schreckens schaffte es sogar, sich aufzubäumen. Sie sah so aus, als würde sie vom Boden abheben wollen. Wind jagte in das fauchende Etwas hinein, schuf eine Lücke, und wie abgemalt konnte Elohim seinen Gegner noch einmal sehen.

Das zweite Gesicht brannte.

Seine Restgestalt loderte.

Doch hinter den dünnen, heißen Feuerzungen zeichnete sich das ab, was sein erstes Gesicht gewesen war. Die Gestalt des Menschen, die so wirkte, als sollte sie noch einmal geboren werden.

Ein Mensch, der sich einen Bart hatte wachsen lassen, der vielleicht einmal Träume und Hoffnungen gehabt hatte, bevor das andere, urwelthafte Ich zum Vorschein gekommen war.

Und auch der Mensch verging…

Asche sank zu Boden…

Es war vorbei!

Elohim nickte. Er schaute auf seine Hände, rieb sie gegeneinander und ging ein paar Schritte zur Seite. Er sah auf keinen Fall aus wie ein fröhlicher Junge. Seine Augenbrauen zogen sich zusammen. Er schaute schräg zum Himmel hoch, als würde sich dort eine Lösung für seine Probleme abzeichnen, und dann sprach er flüsternd einen Satz.

»Raniel - wo bist du…?«

Der Gerechte aber antwortete nicht…

***

Wie lange hatte der Zug angehalten? Zwei Minuten, drei oder fünf? Ich wußte es nicht, aber ich hatte gehört, daß wir in einen Bahnhof gerollt waren. Die Geräuschkulisse war dafür typisch.

Grundel war nicht mehr da. Jane Collins ging es deshalb besser. Sie lag nicht mehr flach auf dem schmutzigen Boden, sondern hatte sich aufrichten dürfen. Mit dem Rücken stützte sie sich an einer der großen Kisten ab, hielt beide Hände gegen ihren Bauch gepreßt, wo der Schuh so brutal gedrückt hatte, und atmete pfeifend durch den offenen Mund. Alvin war von der Tür weggegangen. Er hatte sich in entgegengesetzter Richtung aufgebaut und zielte mit seiner Waffe auf Jane Collins.

Henry O. Sellnick hatte geschossen.

Das Dach zeigte mehrere Einschüsse, doch weder er noch ich wußten, ob er getroffen hatte. Dies wiederum machte ihn nervös. Zudem mußte er sich auf Grundel verlassen und nicht auf sich selbst.

Hin und wieder zuckten seine feuchten Lippen. Mal lauschte er, mal schielte er gegen das Dach. Je nervöser er wurde, um so größer war die Ruhe in mir.

Ich konnte zunächst einmal abwarten. Auch wenn die beiden mit Pistolen bewaffnet waren, die Lage hatte sich etwas entspannt, würde sich aber wieder ändern, sobald sich der Zug in Bewegung setzte.

Zudem gab es da noch etwas, das Sellnick nervös machte. Es war mein Kreuz. Ich hatte es vor dem Betreten des Wagens offen vor meine Brust gehängt, und an diesem Platz saß es auch weiterhin.

Sein schimmernder Glanz gab auch mir wieder etwas Hoffnung, denn ich wußte aus Erfahrung, daß die Kreaturen der Finsternis durch das Kreuz hervorgelockt und auch vernichtet wurden.

War Henry O. Sellnick eine Kreatur der Finsternis?

Wenn ja, dann mußte er zu der Kiste gehören, die sehr weit oben stand, wie damals Jessica Long, in die ich mich verliebt hatte, wobei ich letztendlich erfahren mußte, daß sie eine Dämonin, eben eine Kreatur der Finsternis, gewesen war.

Auch ihr hatte die Nähe meines Kreuzes nichts ausgemacht, bei Sellnick erlebte ich das gleiche.

Zwar zuckte hin und wieder die Haut auf seinem Gesicht, doch das

zweite, das echte, kam einfach nicht zum Durchbruch. Es zeigte sich auch nicht für einen Moment. Hin und wieder glaubte ich, einen Schatten auf seiner Haut oder dicht darunter zu sehen, das konnte auch Einbildung sein. Vielleicht hätte ich es gern gehabt, doch er hielt sich zurück.

Als er wieder nach oben schaute, sprach ich ihn an. »Wissen Sie, auf wen Sie geschossen haben?«

»Auf einen Feind.«

Natürlich hatte ich längst an Raniel gedacht, hütete mich jedoch davor, ihn zu erwähnen. »Meinen Sie?«

»Ja.«

»Was macht Sie so sicher?«

Bei seiner Antwort zog er die Lippen zurück und zeigte mir ein fletschendes Grinsen. »Ich weiß es eben, denn ich kann mich auf mein Gefühl verlassen.«

»Ich habe nichts gehört.«

»Es ist egal, er war dort!«

»Wer?«

Meine Fragerei hatte ihn nervös gemacht. »Es spielt keine Rolle, wer sich dort aufgehalten hat. Tatsache ist, daß es ihn gibt, und ich habe auf ihn geschossen.«

»Blut sehe ich nicht. Es sickert nichts durch die Kugellöcher. Ich glaube, Sie haben die Kugeln umsonst vergeudet, aber Sie können es ja noch einmal versuchen.«

Fast wäre bei ihm der Faden gerissen. »Noch eine dieser Bemerkungen, Sinclair, und ich blase Ihnen das Lebenslicht aus. Darauf können Sie sich verlassen.«

»Schon gut!«

Ein schriller Pfiff erreichte unsere Ohren. Das Zeichen zum baldigen Start des Zugs.

Tatsächlich vergingen nur Sekunden, bis der Zug anfuhr.

Das übliche Zittern, der Kampf ums Gleichgewicht, all das kannte ich schon, aber ich hatte leider keine Chance, Sellnick anzugreifen und ihm die Waffe aus der Hand zu schlagen.

Er blieb in der Siegerpose.

Aber er schielte wieder nach oben. Die Vorderzähne hatte er in seine Unterlippe gebohrt. Es war selbst bei mir zu sehen, wie ihn die Spannung erfaßt hielt. Er hatte seinen Killer losgeschickt, um die Gefahr auf dem Dach aus dem Weg zu räumen.

Schaffte Grundel es - schaffte er es nicht?

Auch ich war nicht so ruhig, wie es aussah. Aber ich verkniff mir die Fragen, wobei ich hin und wieder Jane Collins mit einem kurzen prüfenden Blick bedachte, was ihr ebenfalls nicht entgangen war. Sie spielte uns allen etwas vor. So down, wie sich Jane gab, war sie in

Wirklichkeit nicht, denn auch mir war das knappe Lächeln aufgefallen, das um ihren Mund huschte, wenn ich sie anschaute.

Es ging ihr also besser.

Wie ich Jane kannte, drehten sich ihre Gedanken sicherlich schon um eine Befreiung aus dieser verdammten Lage. Gemeinsam konnten wir es möglicherweise schaffen.

Noch mußten wir warten, denn die unbekannte Größe spielte sich auf dem Dach ab, wenn überhaupt.

Als wir den Bahnhof verlassen hatten und der Zug schneller fuhr, umwehte uns bald wieder das monotone Rauschen, an das ich mich schon gewöhnt hatte. Mich machte es nicht nervös, denn ich hatte es gelernt, cool zu bleiben. Henry O. Sellnick dagegen strahlte längst nicht mehr die Ruhe aus, die ich von ihm kannte.

Immer wieder blickte er zur Decke.

»Sie wäre besser aus Glas, nicht?«

Zischend holte er Luft. Sein Gesicht strahlte die Wut ab, die er bei meinen Worten empfunden hatte.

Er öffnete den Mund, und es wäre nicht verwunderlich gewesen, wenn ich plötzlich zwei lange Fangzähne entdeckt hätte.

»Noch ein Wort, Sinclair, und du bist tot!«

»Schon gut.«

Ich hörte ein Knurren. Alvin hatte es ausgestoßen. Auch er war nervös geworden. Er zielte zwar auf Jane, aber er blickte seinen Chef dabei an. »Grundel ist oben!« flüsterte er. »Ich spüre es.«

»Und? Was ist noch?«

»Ich weiß es nicht.«

»Darf ich aufstehen?«

Janes Frage holte uns wieder zurück in die Realität. Sie war schon dabei, sich hinzustellen, aber sie hielt noch immer ihre Hände gegen den Leib gepreßt.

»Was willst du?« herrschte Sellnick sie an.

»Mir ist schlecht - übel… der Schlag in den Magen. Ich kann ihn nicht verkraften.«

»Reiß dich zusammen!«

Sie schüttelte den Kopf. Ohne auf Alvins Waffe zu achten, torkelte sie vor, den Blick starr zu Boden gerichtet.

Alvin war verunsichert. Er wußte nicht, wie er reagieren sollte.

Jane ging weiter. Dabei drehte sich ihr Körper. Sie löste einen Arm von ihrem Leib und streckte ihn dann in die Höhe, als wollte sie dort irgend etwas greifen.

Selbst ich wußte zu diesem Zeitpunkt nicht, was sie vorhatte, beobachtete sie aber genau.

Jane fiel gegen die Wand. Dabei behielt sie den Arm oben, die Finger gestreckt und in ein Halbdunkel hineingreifend, wo sich etwas befand,

das nur sie bisher gesehen hatte, weil er nur bei genauem Hinsehen zu entdecken war.

Ein Griff.

Kein Haltegriff.

Eine Notbremse!

Janes Hand schnappte zu. Die Finger umschlossen ihn, der Ruck, und plötzlich wurde alles anders…

***

Der Zug fuhr wieder!

Flach lag Grundel auf dem Dach eines Wagens. Er hatte sich viel Zeit gelassen, was ihm jetzt zugute kam, denn wenn er nach vorn schaute, konnte er genau erkennen, daß sich auf dem Dach des anderen Wagens ebenfalls eine Gestalt befand.

Auch sie hatte sich gegen die harte Unterlippe gepreßt und regte sich erst, als der Wagen den Bahnhof verlassen hatte, die Randbezirke der Stadt erreichte und in diese graue Dunkelheit hineintauchte, die ihn umschloß wie ein Tunnel.

Die Geschwindigkeit steigerte sich, der Fahrtwind nahm zu. Kalte Luft schwappte gegen Grundels Gesicht und floß in seinen offenen Mund.

Er ging auf Nummer Sicher.

Um sich an die Schwankungen des Zuges zu gewöhnen, ließ er zwei Minuten vergehen. Erst dann schob er seine ausgebreiteten Arme und Beine zusammen, stemmte sich ab und drückte den Oberkörper langsam in die Höhe, wobei er die noch immer flach auf dem Dach liegende Gestalt nicht aus den Augen ließ.

Der Killer Grundel erhob sich. Es war seine erste Reise auf dem Dach eines fahrenden Zugs, dementsprechend vorsichtig ging er damit um. Auf keinen Fall durfte er auf der feuchten Fläche ausrutschen oder das Gleichgewicht verlieren und der Kontakt mit der Oberleitung war tödlich!

Seltsame und ungewöhnliche Geräusche umflorten ihn. Wo sich der Fahrtwind fing, wußte er nicht, aber er hörte das Klagen und Jaulen, als wären die Seelen der Toten dabei, all ihre Pein hinauszuschreien. Grundel schüttelte der Kopf. Er gewöhnte sich nur schwer an diese Laute, drängte sie mit Gewalt zurück und war zudem froh, daß er seinen Körper voll unter Kontrolle hatte.

Das mochte an seinem Kampftraining liegen, mit dem er sich in den Zeiten fit hielt, wenn ihn der Job nicht brauchte.

Grundel kniete jetzt, und er konnte seinen Gegner besser erkennen, der auch nicht mehr platt auf dem Dach lag, sondern dabei war, sich behutsam zu erheben.

Grundel schaute genau hin. Es gefiel ihm, auf den Rücken des

Mannes zu starren. Es störte ihn auch nicht, daß dieser Körperteil vom dunklen Stoff eines breiten Mantels oder Umhangs umflort wurde, der immer wieder in den Fahrtwind geriet, in die Höhe gerissen wurde, so daß der Fremde stets in Gefahr geriet, vom Dach des Zuges zu fallen, sich aber trotzdem halten konnte.

Grundel, der noch immer auf den Rücken des anderen starrte, wurde den Eindruck nicht los, eine große Fledermaus vor sich zu sehen, die jeden Augenblick abheben konnte.

Um die Lippen des Blonden huschte ein schmales, aber eiskaltes Lächeln. Er wußte Bescheid. Er war sicher, daß ihm dieser Typ nicht entwischen konnte.

Nur wollte er näher, an ihn heran, um wirklich hundertprozentig überzeugt zu sein.

Grundel bewegte sich nach vorn. Seine ›Schritte‹ waren unsicher, denn der Zug befand sich nun auf freier Strecke und hatte mehr Fahrt aufnehmen können.

Die Kälte der Nacht peitschte in sein Gesicht. Eis schien seine Haut gefrieren zu wollen. Grundel schloß die Augen zu Schlitzen, denn er wollte nicht, daß sie ihm tränten.

Er machte weiter.

Der nächste ›Schritt‹.

Immer noch unsicher, auch der zweite, dritte und vierte. Dann hatte er den vorderen Rand des Wagens erreicht, das heißt, ihn trennte noch eine halbe Körperlänge von ihm.

Grundel verharrte gebückt.

Bisher hatte er beide Hände gebraucht, um sich abzustützen oder das Gleichgewicht zu halten. Endlich konnte er an seine Waffe heran, und dieser Gedanke gab ihm Kraft.

Noch immer schwankend winkelte er den rechten Arm an und schob ihn in den Ausschnitt der Jacke, um so rasch wie möglich an die Kanone heranzukommen. Grundel war ein guter Schütze, und er freute sich wie ein Kind, als seine Handfläche über das kühle Metall der Waffe strich.

Der Revolver war perfekt. Er wurde wunderbar gepflegt, denn Grundel wußte genau, auf wen er sich verlassen mußte.

Er holte den 38er hervor, hob den rechten Arm zuerst an, um ihn danach zu senken.

Noch immer umheulte ihn der Wind. Der Zug rauschte durch die Nacht, ein Ungeheuer, ein Riesenwurm, aus dessen Fenstern ein schwacher Lichtschein fiel.

Jetzt schießen! dachte Grundel.

Er drückte nicht ab, denn plötzlich irritierten ihn die Schatten, die an seiner rechten Seite vorbeihuschten. Sie rasten über eine Brücke.

Er drehte den Kopf. Ihm kam es auf jede Sekunde an. Er wurde zwar

nicht nervös, aber er wollte es endlich hinter sich bringen. Der andere war ein Feind, der durfte nicht leben.

Die Brücke führte über einen Fluß. Nach dem Regen der letzten Tage schien er über die Ufer getreten zu sein. Grundel kam der Fluß wie ein kleiner See vor.

Die ›Brückengeräusche‹ verstummten, und die Wagen rollten wieder ruhiger dahin.

Weiter ging die Fahrt.

Viel besser jetzt!

Wieder hob Grundel seinen Revolver.

Als hätte der andere in seinem Rücken Augen und die Bewegung gesehen, so drehte er sich gebückt um.

Grundel, der damit nicht gerechnet hatte, schwankte für einen Moment, schrie dann auf und schoß…

***

Auch dem Gerechten war die Reise auf dem Zugdach nicht leichtgefallen. Er hatte des öfteren Mühe gehabt, sich auf Händen und Knien zu halten.

Raniel schaffte es. Es lag auch an seinem Ziel und an seinem Willen, der ungemein stark war.

Der Zug raste weiter nach Osten. Und der Gerechte mußte sich überlegen, was er unternehmen konnte. Irgendwie mußte es weitergehen. Obwohl das Dach nicht durchsichtig war, mußte die andere Seite bemerkt haben, was sich auf dem Wagen tat. Das gefiel dem Gerechten überhaupt nicht, aber es war auch irgendwie natürlich, denn er hatte ebenfalls die Gefahr ›gerochen‹, die unter ihn lauerte.

Die Brücke!

Sie huschte heran, der Fahrtwind veränderte seine Geräusche. Die Luft umzischte den Gerechten.

Manchmal hörten sich die Stöße an, als würde jemand Beifall klatschen, ohne seine Handschuhe ausgezogen zu haben.

Das war nicht alles, was ihm auffiel.

In seiner unmittelbaren Umgebung hatte sich einiges verändert. Er spürte das Fremde, das sich in seine Nähe geschlichen hatte. Es war böse und gefährlich.

Raniel riß die Augen auf. Er starrte nach vorn. Er sah die Lok, er sah auch vor ihr die dichte Schwärze der Nacht, die weiter, nach Osten hin, von keinem Lichtfunken aufgerissen wurde. Der Zug raste hinein in die Einsamkeit, als sollte er im Nirgendwo seinen letzten Bahnhof finden.

Die Aufbauten einer Brücke glitten in rasender Geschwindigkeit rechts und links weg. Sie kamen ihm vor wie starre Riesen, die es

noch einmal versucht hatten, dann aber vom Schlund der Nacht verschluckt wurden. Selbst dem Gerechten fiel es schwer, sich an diese Umgebung zu gewöhnen, und immer wieder bekam er heftige Stöße, die der beißende Fahrtwind gegen seinen Körper hämmerte.

Die Gefahr!

Sie kam näher.

Er sah sie nicht, aber er spürte die kalte Haut, die sich auf seinem Rücken gebildet hatte.

Ein Alarmzeichen!

Der Rücken - hinter ihm!

Raniel konnte nicht anders. Er mußte herum, was ihm schwerfiel, denn er mußte nicht nur den Fahrtwind dabei berechnen, sondern auch die Vibration des Wagens und die Feuchtigkeit auf dessen Dach. Und das alles in geduckter Haltung.

Wind erfaßte seinen Mantel, er schlug ihn hoch, fast über das Gesicht des Gerechten hinweg.

Dann sah er den Mann.

Er war der Blonde aus dem Gang. Er ›stand‹ einen Wagen hinter ihm, und er hielt eine Waffe in der Hand. Obwohl die beiden noch relativ weit von einander entfernt waren und die Dunkelheit zwischen ihnen lag, schimmerte das Gesicht des Killers bleich.

Raniel duckte sich.

Der andere schoß.

Wohin die Kugel flog, wußte der Gerechte nicht. Getroffen hatte sie ihn jedenfalls nicht.

Ein zweiter Schuß folgte nicht. Das Schicksal stellte sich auf die Seite des Gerechten, denn der Schienenstrang führte hinein in eine weite Kurve, und diese Lage auszugleichen, war für beide nicht einfach. Sie mußten sich wieder auf das Dach legen. Raniel tauchte als erster ab. Er hatte sofort die Beine gespreizt, fand so einigermaßen Halt und hielt zudem die Arme ausgestreckt, denn das Dach war nicht nur flach. An bestimmten Stellen schauten einige kleine Schornsteine hervor, aus denen allerdings kein Rauch quoll. Sie waren als Luftlöcher gedacht für das Innere des Waggons.

Daran hielt sich Raniel fest und blieb zunächst einmal so liegen, den Kopf leicht erhoben.

Sein Blick fiel auf das andere Wagendach, wo der blonde Killer mit sich selbst und den Tücken seiner Umwelt zu kämpfen hatte, denn es war ihm noch nicht gelungen, die richtige Lage zu finden.

Er lag auf dem Rücken, rutschte hin und her und hatte schließlich das Glück, sich ebenfalls irgendwo festhalten zu können. Er hing dabei in einer schrägen Lage, fast quer zur Fahrtrichtung, umtost vom kalten Fahrtwind.

Trotzdem hatte Grundel es geschafft, die Waffe nicht loszulassen.

Nahezu verbissen klammerte er sich daran fest, und ebenso verbissen versuchte er, wieder die Dachmitte zu erreichen. Grundel gab nicht auf. Er arbeitete für Henry O. Sellnick, der absolute Treue verlangte, Solidarität bis zum letzten Blutstropfen.

Der Gerechte bekam durch diese Aktion genau die Zeit, die er brauchte.

Unter seinem langen Mantel hielt er die Waffe verborgen, sein schmales Schwert aus Glas, zumindest sah die Klinge so aus. Er setzte es nicht oft ein, immer nur dann, wenn aus der Gefahr eine tödliche wurde, und alles wies in dieser Situation darauf hin.

Revolver gegen Schwert! Wer würde siegen?

Grundel befand sich in der besseren Position. Er brauchte die Waffe nur anzuheben, sie auf das Ziel zu richten und abzudrücken. Raniel aber mußte näher an ihn heran oder das Schwert aus einer gewissen Entfernung schleudern.

Die Dächer der Wagen waren als Kampfplattform völlig ungeeignet. Auch wenn der Zug nicht mit einer Supergeschwindigkeit durch die Nacht raste, die Schwankungen und das Zittern auszugleichen glich schon einer Kunst der Balance. Und kam er nur einen Zentimeter zu weit hoch, fegte ihn die Oberleitung in einer Feuerwolke vom Dach.

Gebeugt schaute er den Bemühungen des Killers zu.

Um effektiv sein zu können, mußte Raniel auf das Dach des anderen Wagens. Es gab keinen trennenden Zwischenraum, der große Sprung würde ausbleiben, er mußte nur gehen, und er hielt dabei den rechten Arm mit der dünnen Waffe zur Seite gestreckt, um so ein besseres Gleichgewicht zu erhalten.

Nebelfetzen erschienen wie flache Gespenster. Der Zug fuhr durch ein Feuchtgebiet, und der Dunst kroch zu beiden Seiten der Wagen in die Höhe. Beide Männer irritierte es nicht. Grundel nahm eine Haltung ein, die es ihm ermöglichte, auf den anderen zu schießen.

Er brauchte sich nur hinzuknien und die Waffe mit beiden Händen zu halten.

Der Gerechte sprang!

Es sah aus, als wollte ein Huhn in Bodennähe einen Satz machen. Ein zusätzlicher Windstoß fuhr unter seinen Mantel und schleuderte ihn in die Höhe. Deshalb sah der Schwung so aus, als würde er in der Mitte stoppen und der Körper absacken, doch Raniel hatte genügend Schwung, um auf das andere Dach zu gelangen.

Grundel riß die Arme hoch und schrie. Er mußte die Hände zur Seite schwingen, um die Waffe in die Zielrichtung zu bringen.

Das Schwert war schneller.

Perfekt geführt erwischte es Grundel an den Armen. Es schnitt seine Kleidung auf, der Killer spürte den scharfen Schmerz und sein Gesicht erstarrte, während seine Arme zur Seite gedrückt wurden. Er selbst fiel

noch nicht, weil er sich breitbeinig auf das Dach gekniet hatte.

Raniel stand neben ihm.

Der Nebel umwirbelte fetzenartig seine Gestalt, als wollten ihn die einzelnen Stücke einpacken.

Sein Mantel zerfloß zu einer grauen Masse, er hörte Grundel wieder schreien, und er wußte, daß dieser Killer trotz seiner Verletzung nicht aufgeben würde.

Er mußte seine Strafe erhalten.

Dazu kam es nicht mehr.

Mit dem plötzlichen Ruck hatte keiner der beiden gerechnet. Es dachte wohl auch noch niemand an die Notbremse, denn der Ruck, der intervallartig weiterlief, wurde von einem irrsinnigen Kreischen begleitet, die Räder der Wagen blockierten und rutschten über die Schienen. Funken sprühten. Die Waggons schüttelten sich.

Eine gewaltige Kraft hatte beide Männer gepackt und sie wie welke Blätter vom Dach gefegt. Sie wirbelten durch die Luft, und der Erdboden näherte sich ihnen mit rasender Schnelligkeit…

***

Nichts, gar nichts konnten wir mehr tun. Wir als Menschen mußten uns den anderen Kräften ergeben, die uns zu Spielbällen degradierten. In den Waggons war alles anders geworden. Die kreischenden Geräusche der Räder, das Rumpeln, das Schreien, all das vermischte sich zu einem Durcheinander, in dem keiner von uns den Überblick behalten konnte. Es gab weder Freund noch Feind, wir befanden uns in einem Zustand, der nicht mehr von uns selbst gesteuert werden konnte.

Als letzten, normalen Eindruck hatte ich noch gesehen, wie sich Jane an die Notbremse hängte. Ihr Körper war dabei nach unten gesackt, sie hatte auch noch geschrieen, dann war alles in Bewegung geraten.

Ich flog irgendwohin.

Wo, das konnte ich nicht einmal bestimmen, denn wie eine Puppe wirbelte ich durch den Wagen. Es war mir nur noch gelungen, meine Hände vor das Gesicht zu reißen, um es zu schützen, ebenso wie den Kopf, denn ich wollte mir an irgendwelchen Kanten oder Ecken nicht den Schädel aufschlagen.

Ich knallte mit der linken Schulter gegen einen Überseekoffer.

Es gab kaum einen Gegenstand, der noch auf seinem Platz stand. Immer wieder kippte etwas um.

Ich war froh, nicht so erwischt zu werden, daß ich mich verletzte. Leider kriegte ich nicht mit, was mit Janes Collins geschehen war, die anderen interessierten mich da weniger, und der lange Bremsweg kam mir vor wie eine kleine Ewigkeit.

Immer wieder polterte etwas auf den Boden, und ich versuchte

vergeblich, mich mit den Füßen irgendwo abzustemmen.
Ich hörte auch Flüche. Dann wurde mir die Sicht genommen, als eine schwere Kiste auf mich zurutschte. Sie rasierte haarscharf an meiner Schulter vorbei. Im flackernden Schein der Deckenleuchte sah sie aus wie ein kompaktes Gespenst.
Irgendwann war es vorbei.
Fast ohne Übergang, für mich jedenfalls nicht zu merken, blieb der Zug stehen.
Warten!
Für einen kurzen Moment Luft holen und einen ersten Check vornehmen. Wo tat etwas weh? Konnte ich mich bewegen? Oder war ich so schwer verletzt worden, daß ich überhaupt nichts schaffte?
Ich stand auf. Keine Schmerzen. Die würden möglicherweise später auftreten, wenn der Schock vorbei war.
Es war dunkel im Wagen. Aus irgendeinem Grunde hatte das Licht seinen Geist aufgegeben, was mich wiederum ärgerte. In dem Durcheinander fand ich mich nicht zurecht und achtete mehr auf die Geräusche.
Ich hörte das Schimpfen, die Schreie der anderen Passagiere, ihre Wut über die Notbremsung. Möglicherweise waren auch einige Menschen verletzt worden, denn sie mußten wie Puppen durch die Abteile gepurzelt sein.
»Jane!« Es sollte ein Ruf werden, glich aber mehr einem Keuchen, als hätte sich in meinem Hals Staub festgesetzt.
Sie antwortete nicht.
Dafür rammte jemand die Tür auf und kroch hinaus. Ich sah nur in der oberen Hälfte den hellen Streifen, auf den unteren Teil der Tür wurde mir die Sicht durch eine querstehende Kiste versperrt, die der Flüchtling als Deckung nutzte.
Ich konnte mich nicht damit abfinden, daß es Jane war und rief sie noch einmal.
»Schon gut, John, schon gut.«
Mir polterte ein Stein vom Herzen. Ihre Stimme war dort aufgeklungen, wo sie auch vor dem großen Chaos gestanden hatte, nahe der Notbremse.
»Kannst du laufen?«
»Wie ein Sprinter.« Sie stöhnte dabei, so daß ich die Antwort nicht unterstreichen konnte.
Sellnick und Alvin waren wichtig, aber Jane hatte Vorrang. Ich holte die Lampe hervor. An der linken Schulter spürte ich jetzt das Ziehen, auch meine Beine hatten in den oberen Hälften Stöße abbekommen, nichts Schlimmes. Da würden einige blaue Flecken zurückbleiben, das war auch alles.
Der Strahl tanzte durch den Waggon. Erst jetzt sah ich den Staub, der

während der Notbremsung aufgewirbelt worden war. Er durchwehte den Waggon wie ein Schleier.

In ihm fiel mir auch die Bewegung auf. Es war Jane, die sich buchstäblich einen Weg bahnte und sich dabei bemühte, die Gegenstände zur Seite zu räumen, die ihr im Weg standen.

Geisterhaft tauchte aus dem Staubnebel meine ausgestreckte Hand auf, die sie faßte. Eine willkommene Stütze, trotzdem stolperte und fiel sie gegen mich.

Für eine kurze Zeitspanne standen wir dort wie ein Liebespaar. Weltvergessen im Chaos und froh darüber, einen Part überstanden zu haben.

»Was ist mit dir los?«

»Nicht viel«, flüsterte Jane und drückte sich von mir weg. Dabei hob sie den Arm und faßte mit ihrer Hand dorthin, wo dunkle Flecken in den Haaren schimmerten.

Im Schein der Lampe sah ich das Blut. Jane verzog ihr Gesicht. »Ich weiß nicht, was es gewesen ist!« keuchte sie, »aber es hat verdammt weh getan. Ich war sogar für einen kurzen Moment weg.«

Dann lachte sie.

»Und sonst?«

»Ist noch alles dran! Willst du mal fühlen?«

»Später bestimmt.« Ich grinste, weil ich froh darüber war, daß Jane nicht ihren Humor verloren hatte.

»Okay, dann laß uns jetzt verschwinden.«

»Hast du was von den beiden gesehen?« fragte ich sie noch.

»Nein, du?« Sie hatte ein Taschentuch hervorgeholt und tupfte das Blut von der Wunde. Immer wenn sie die Verletzung berührte, verzog sie für einen Moment das Gesicht.

»Dann müssen die beiden schon vor uns verschwunden sein.« Sicherheitshalber leuchtete ich noch durch das Chaos, aber es gab keinen Gegenstand, hinter dem sie sich versteckt hätten. Der Strahl blieb schließlich an der offenstehenden Tür jenseits der großen Kiste hängen. An ihr mußten wir uns vorbeidrücken.

In diesem Fall war ich kein Kavalier und ließ Jane Collins nicht den Vortritt. Ich schob die schwere Kiste ein Stück zur Seite, bis sie gegen den ebenfalls quer stehenden Sarg prallte. Auch er war von den Gewalten nicht verschont geblieben, allerdings war ihm nichts weiter passiert.

Als mich der kalte Wind erwischte, wußte ich, daß auch die Wagentüren nicht geschlossen waren.

Einige Reisende hatten ihre Abteile verlassen. Sie liefen neben dem Zug her und riefen aufgeregt durcheinander. Andere Passagiere standen noch in den Gängen, mehr oder minder schwer mitgenommen oder verletzt. Einige hatten sicherlich, Prellungen, Verstauchungen

oder blaue Flecken bekommen.
Ich war an einer Stelle stehengeblieben, die es mir erlaubte, einen Blick durch den Gang zu werfen.
Hier brannte das Licht noch.
Von Sellnick und Alvin sah ich nichts. Natürlich war auch der blonde Killer Grundel verschwunden.
Jane Collins drückte sich an zwei auf dem Boden hockenden Frauen vorbei und stieß mich an.
»Nichts?«
»Wir sollten aussteigen.«
»Wo?«
»Weiter vorn.«
Ich hatte dies aus einem bestimmten Grund gesagt, denn ich wollte noch in die einzelnen Abteile schauen, weil ich mir vorstellen konnte, daß sich unsere beiden Gesuchten dort irgendwo verborgen hielten. Aber sie waren schlauer gewesen. Draußen lauerte die Dunkelheit, die ihnen den nötigen Schutz gab. Da konnten wir dann lange suchen, bis wir sie fanden.
Jane hatte noch ihre Handtasche geholt und fragte mich nach dem Gepäck. Sie war schnell gelaufen und deshalb außer Atem.
»Laß es drin.«
»Verzichtest du…«
Ich ließ sie nicht ausreden. »Was ich mitgenommen habe, ist keine Haute Couture. Die Firma wird sich freuen, wenn ich mal wieder eine Spesenrechnung präsentiere.«
»Und an mich denkst du nicht?«
Ich stand schon auf der Stufe und schaute zurück. Diesmal grinste ich sogar. »Wie ich dich kenne, bist du doch froh, dir wieder neue Garderobe kaufen zu können.«
»Ha, ha.«
Sie war auch dick genug angezogen. Der gefütterte dreiviertellange Mantel wärmte, und Jane stellte noch den Kragen hoch.
Es war windig und naßkalt. Ein unangenehmes Wetter. Der Zug hatte trotz der Notbremsung die Schienen nicht verlassen. Er stand auf einem Bahndamm, der glücklicherweise breit genug war, damit wir uns auf ihm bewegen konnten. Auch der Lokführer hatte seinen Arbeitsplatz verlassen.
Mit schwenkender Taschenlampe lief er an der Wagenreihe entlang und fluchte wie ein Rohrspatz.
Wahrscheinlich suchte er die Person, die die Notbremse gezogen hatte. An seiner Seite hielt sich ein Schaffner oder Kontrolleur auf, der am letzten Halt zugestiegen war.
Sie befragten die Fahrgäste und würden auch bald zu uns kommen.
Ich fragte mich, wo wir steckten. Auch Jane wußte darauf keine

Antwort. »Irgendwo zwischen Berlin und Moskau«, meinte sie.
»O ja, wie schön.«
»Wir werden weiterfahren, denke ich.« Sie hauchte in ihre Hände. »Es fragt sich nur, ob unsere Freunde mit von der Partie sind.«
»Das glaube ich schon.«
»Wieso?« Sie ließ die Hände sinken. Über ihrer Nasenwurzel erschien eine Falte. »Glaubst du denn, daß Sellnick und seine Killer uns laufenlassen werden? Die wissen doch jetzt, daß wir informiert sind, und da geht ihnen der Hut hoch. Sie werden uns einfach aus dem Weg schaffen müssen, wollen sie noch etwas retten.«
»Dann stehen wir genau richtig.«
»Wie meinst du?«
»Auf der Abschußliste.« Jane deutete gegen die hellen Fenster. »Oder wie auf dem Präsentierteller. Du kannst es dir aussuchen, John.«
»Es sind zu viele Zeugen in der Nähe. Das riskiert niemand. Nicht mal unser Spezie Sellnick.«
»Dein Wort in Gottes Gehörgang.«
Der Lokführer und der Schaffner erschienen jetzt bei uns. Sie sahen nicht nur ärgerlich aus, sie waren auch durchgefroren. Ihre Stimmen klangen ziemlich barsch, und uns blieb nichts anderes übrig, als die Schultern zu heben, als wir angesprochen wurden.
»Deutsche?« fragte er Schaffner.
»Nicht ganz.«
»Sie sprechen deutsch?«
»Ja.«
»Haben Sie gebremst?« fragte er mich.
»Nein.«
»Hm.« Er wandte sich an Jane. »Haben Sie es getan?«
»Ich will nach Warschau und nicht hier in der Prärie übernachten.«
»Also nicht?«
»Richtig.«
»Gut. Bleiben Sie noch und…«
»Wann fahren wir denn weiter?« wagte ich mich mit einer Frage vor, die bei keinem der beiden Männer auf Gegenliebe stieß. »Wir können es nicht sagen, aber Sie werden noch in dieser Nacht in Warschau sein.«
»Wie tröstlich.«
Sie gingen weiter und befragten die nächsten Fahrgäste. Ich holte meine Zigarette hervor und hielt Jane das Päckchen hin. »Willst du eine?«
Sie schaute mich groß an. »Du rauchst wieder?«
»Nein - nur ab und zu.«
Sie lächelte schief. »Okay, ich nehme mir eine. Lady Sarah schaut ja nicht zu.«

Es war zugig. Ich mußte die Flamme mit der Hand abdecken, um uns Feuer zu geben. Ich blies den Rauch in die Dunkelheit und sprach meine Begleiterin an. »Weißt du, was ich mich die ganze Zeit schon frage?«

»Nein, wie sollte ich?«

»Ich frage mich, wo Raniel geblieben ist.«

Sie legte eine kurze Pause ein und fragte dann: »Wer bitte?«

»Der Gerechte.«

»Pardon, aber ich kenne ihn nicht.«

»Stimmt, Jane. Du hast ihn ja nicht gesehen. Er war auch im Zug und hat mich besucht.«

»Was hat er denn gesagt?«

»Daß er auch hinter Sellnick her ist, allerdings aus anderen Gründen, denke ich.«

»Wer ist Raniel, John? Kannst du mir das erklären?«

»Ungern.«

»Versuche es trotzdem.«

Es war zwar eine lange Geschichte, aber ich versuchte, mich kurz zu fassen. Jane hatte schon von Raniels Aktivitäten gehört, dies im Zusammenhang mit den Kreaturen der Finsternis und dem Tod von Jessica Long. Sie hatte sogar behalten, daß da noch ein Junge mit dabei gewesen war. Nur der Name fiel ihr nicht ein.

»Er heißt Elohim«, sagte ich.

»Stimmt - ja. Ist er auch hier gewesen?«

»Nein, den habe ich nicht gesehen.« Wir warfen gemeinsam die Kippen in den Schotter.

»Wenn du dich so nach ihm sehnst, John, sollten wir versuchen, uns hier umzuschauen. Wer weiß denn, wann es weitergeht? Noch haben wir die gute Chance.«

»Daran habe ich auch schon gedacht.«

»Dann los!« Sie lief bereits vor und rutschte den schrägen Hang hinab. Ich folgte ihr. Die Böschung war weich und mit Gras bewachsen.

Um uns kümmerte sich niemand, und wenn wir es darauf ankommen ließen, würde der Zug auch ohne uns weiterfahren. »Die Frage ist, wohin jetzt?« fragte Jane.

»Da sagst du was.«

»Eigentlich ist es gleich, in welche Richtung wir laufen. Trotzdem würde ich vorschlagen, daß wir den Zug einmal umrunden. Könnte ja sein, daß wir jemand aus dem Versteck locken, der sich bisher verborgen gehalten hat.«

»Ich bin dabei«, sagte sie.

Der Boden war aufgeweicht, so daß wir oft einsanken. Jane fluchte über die widrigen Verhältnisse und schimpfte sich selbst dafür aus,

daß der Vorschlag von ihr gekommen war.

Ich hielt mich vornehm zurück. Man soll Frauen ja nicht widersprechen.

Ob wir nun beobachtet und belauert wurden, war nicht festzustellen. Dazu war es zu dunkel.

Hier stimmte der Vergleich mit dem dunklen Bärenhintern tatsächlich. Aber es gab trotzdem Leben.

Wir hatten den Zug bereits an seinem Ende umrundet und die andere Seite erreicht, als wir den schrillen und auch schmerzgepeinigten Schrei hörten.

Beide blieben wir stehen, schauten nach links, hinein in die tiefe Dunkelheit, und ich brauchte nicht erst Janes fragenden Blick zu sehen, um loszurennen…

***

Der blonde Killer Grundel war bei der Notbremsung vom Dach des Zugs geschleudert worden. Er hatte alles vergessen. Seinen Gegner, seine Waffe, seinen Auftrag - einfach alles. Er hatte nur den Kräften der Natur Tribut zollen müssen, und seltsamerweise hatte er den Flug trotz allem genossen..

Er hatte sich schreien und lachen hören. Es war ein berauschendes Gefühl für ihn gewesen, nicht die absolute Erfüllung, aber dicht davorstehend. Als kleiner Junge hatte er davon geträumt, fliegen zu können, um alle Grenzen zu überwinden. Keine Mauern mehr, keine Wälle, aber auch keine Grenzen, die Welten voneinander trennten. Fliegen in andere Dimensionen, einfach wegtauchen, um alles andere hinter sich zu lassen.

Frei zu sein wie ein Vogel. So wie jetzt.

Er spürte den Wind, schlug um sich, er war einfach frei.

Die Nacht hatte seinen Körper geschluckt. Das Sekunden-Feeling war für ihn ein zeitloses Erlebnis, und er wünschte sich, daß es nie aufhören würde.

Doch es hörte auf.

Der Fall erwischte ihn übergangslos. Das wußte er.

Aus dem Lachen wurde ein Schrei. Wütend peitschte er in die Nacht, und plötzlich war es mit seinen Träumen vorbei. Grundel wußte genau, daß er aufschlagen würde, daß er auch sterben konnte, wenn er nicht die richtigen Vorbereitungen traf.

Noch in der Luft rollte er seinen Körper zusammen. Er wollte, wenn er aufprallte, sowenig Angriffsfläche wie möglich bieten. Er wußte auch nicht, wieweit ihn dieser Flug von dem Zug entfernt hatte, er hatte auch keine Ahnung, wo und wie er landen würde, der Boden war auf einmal da.

Grundel schlug auf.

Ein harter Aufprall, ein Stoß, der seinen Körper durchtobte, der ihm die blitzartigen Schmerzen brachte, der ihm sogar den Schrei im Rachen ersticken ließ.

Er lag nicht still, wälzte sich hin und her und merkte, daß es irgendwie tiefer ging.

Kälte packte ihn. Sie schien aus zahlreichen Händen zu bestehen, die ihn nicht mehr loslassen wollten. Er rollte noch weiter, rutschte mit dem Gesicht über das Gras, den feuchten Boden, er konnte sich aber nicht halten. Es gab nichts, was in er Nähe lag, um sich daran festzuklammern.

Dann lag er still.

Den rechten Arm ausgestreckt, den linken angewinkelt. Er bewegte die rechte Hand und hörte das leise Plätschern. Es sagte ihm, daß seine Finger im Wasser lagen.

Er wuchtete sich herum.

Schmerzen durchzuckten seinen Körper. Sie waren wie böse Stiche, die sich in alle Richtungen hin ausbreiteten. Sie erwischten nicht nur den Körper, auch seinen Kopf, in den sie sich hineingebohrt hatten wie spitze Waffen.

Er japste nach Luft. Die Erde war nicht hart wie Beton gewesen, sondern fast weich. Diese Tatsache und sein schon vorheriges Verhalten hatten dafür gesorgt, daß er noch am Leben war, wenn auch lädiert.

Grundel war nicht nur ein Killer, der es verstand, mit einer Waffe umzugehen, er konnte sich auch mit den Händen und Füßen verteidigen. Das erforderte ein immer währendes Training, und es hatte seinen Körper zudem gestählt.

Grundel setzte sich auf. Er biß die Zähne zusammen. Er blieb dann in dieser Haltung sitzen und versuchte herauszufinden, was alles an ihm lädiert war.

Das schaffte er nur, wenn er sich abtastete. Die Hüften, den Rücken, die Schultern, die Beine, seine Oberschenkel ebenso wie die Knie. Wenn die Finger Druck ausübten, spürte er zwar hin und wieder einen Schmerz, mal stärker, mal schwächer, aber für ihn stand schon jetzt fest, daß er sich nichts gebrochen hatte, und deshalb wollte er es eben versuchen. Grundel wollte nicht auf der Stelle hocken.

Er mußte aufstehen und sich bewegen, nur das half.

Er hatte diesen Flug überstanden, und er ging davon aus, daß es sein Gegner auch geschafft hatte.

Dann lächelte er, denn er stellte fest, daß er trotz allem noch seine Waffe festhielt. Sie war sein Kind, sie war sein Schutz, auf den er sich verlassen konnte.

Noch blieb er auf dem feuchten Boden hocken. In seinem Kopf spürte er ein dumpfes Gefühl.

Er schaute nach rechts.
Den Kopf konnte er bewegen, das stufte er schon als positiv ein. Aus dieser Richtung kam er ›geflogen‹, und dort mußte auch noch der Zug auf dem Gleis stehen.
Grundel blickte hin. Er ärgerte sich über seine Sehstörungen und hoffte, daß sie nicht von langer Dauer waren. Mit einer Hand strich er über die Augen, atmete dabei heftig und sogar knurrend, dann hatte sich der Blick geklärt, und er konnte die dort wartende Blechschlange besser erkennen. Sie stand gerade auf den Schienen. Es war also kein Wagen aus den Schienen gesprungen. Auch sein Gehör hatte sich inzwischen angepaßt. Die Stimmen drangen leise zu ihm herüber. Wenn er sich konzentrierte, konnte er auch die Passagiere vor der Wagenschlange durch die Dunkelheit laufen sehen.
Sein Gesicht verzerrte sich, als hätte er eine übersaure Gurke gegessen. Ärger stieg in ihm hoch.
Den anderen war wenig oder gar nichts passiert, doch Grundel mußte sich mühsam auf die Beine quälen. Es klappte nicht beim ersten Versuch. Zwar fiel er nicht direkt um, aber er sank schon zur Seite, wo er sich abstützte und dann einen erneuten Versuch unternahm.
Er kam hoch, mußte sich breitbeinig hinstellen, holte tief Luft, was in der Brust mit Schmerzen verbunden war, und hatte es letztendlich geschafft.
Schwankend blieb er stehen.
Sein Gesicht war naß.
Nicht von der Feuchtigkeit des Bodens, allein vom Schweiß, eine Folge seiner Anstrengung.
Aber er stand.
Den Oberkörper bog er nach hinten. Danach ging er die ersten Schritte vor.
Sie kamen ihm tapsend und unsicher vor, er streckte auch die Arme aus, um das Gleichgewicht zu halten, rutschte mal mit dem rechten Fuß über den Boden, dann mit dem linken und kam sich noch immer vor wie jemand, der das Laufen lernte.
Grundel blieb auf den Füßen.
In ihm steckte eine wahnsinnige Energie. Er war der Mann für das Grobe, fühlte sich oft genug nicht als Mensch, sondern mehr wie eine Maschine, die jemand angestellt hatte.
So kämpfte er sich vor. Einen Zitterschritt vor den anderen setzend, und bei jedem Schritt den Mund öffnend und Luft holend. Grundel kannte dieses Gefühl nicht. Bisher war er immer der Überlegenere gewesen, nun aber mußte er einsehen, daß auch er zu den Menschen gehörte, die verwundbar waren.
Seine Beine bewegten sich schwerfällig, auch die Füße schleiften mehr über den Boden.

Trotzdem ging er.

Sein Weg führte ihn vom Zug fort, unbewußt, und als er stehenblieb, um sich umzudrehen, da sah er die Wagen kaum mehr. Nur ein paar helle Flecken schwebten noch in der Luft, das war alles.

Er stöhnte.

Nicht vor Schmerzen, mehr vor Wut, denn ihm kam auch zu Bewußtsein daß er allein und auf verlorenem Posten stand. Sein Chef war verschwunden, sein Kumpan Alvin ebenfalls. Er wußte nicht, was mit den dreien geschehen war, aber er nahm sich vor, den Auftrag auszuführen.

Es gab ein Ziel.

Es lag in der Einöde zwischen Poznan und Warschau, versteckt, aber trotzdem frei zugänglich.

Grundel hatte Bilder gesehen, und er nahm sich vor, dieses Ziel zu erreichen.

Bevor er sich auf den Weg machte, schaute er sich um.

Keine Gefahr in seiner unmittelbaren Nähe. Auch von seinem Gegner war nichts zu sehen. Er hoffte, daß dieser sich den Hals gebrochen hatte, aber bei dessen Glück war das wohl kaum möglich.

Henry O. Sellnick und Alvin ließen sich auch nicht blicken. Grundel stand allein in dieser fremden, dunklen Welt, aber er dachte keinesfalls an Aufgabe.

Kälte, Wind und Dunkelheit umhüllten den einsamen Mann, der sich mit schwerfällig wirkenden Schritten ostwärts bewegte. Er hörte sich selbst stampfen, nichts mehr war von seiner Geschmeidigkeit zurückgeblieben. Wie ein alter Mann kämpfte er sich voran, doch an Umkehr dachte er nicht.

Grundel glich einem Tier, das sich auf fremdem Terrain bewegte, und so ähnlich verhielt er sich auch, denn immer wieder schnupperte und witterte er.

Weit war er nicht gekommen, als er innehielt. Etwas hatte ihn gestört, etwas war in seine Nähe gelangt.

Grundel griff zur Waffe.

Und aus dem Dunkel hörte er die Stimme des Gerechten. »Laß den Revolver stecken, Killer!«

***

Für einen Moment bewegte sich der blonde Mann nicht. Er hatte das Schießeisen noch nicht gezogen, seine Finger berührten nur den Griff, der sich so kalt anfühlte wie ein Stück Eis. Und diese Kälte war auch in ihn hineingeschlüpft, er kam sich vereist vor, aber er blieb es nicht lange, denn plötzlich öffnete er den Mund.

Und dann schrie er. Er brüllte seine Wut in die Nacht hinaus, während wilde Gedanken durch seinen Kopf flimmerten. Er dachte

daran, daß es auch sein Feind geschafft hatte und daß es ihm wohl besser erging.

Man hatte ihn gewarnt, aber Grundel gehörte zu denen, die immer ihren eigenen Weg gingen.

Er riß seinen Revolver hervor.

Er drehte sich um - und hörte das leise Fauchen oder Huschen in seiner Nähe. Einen Augenblick später brannte sein rechter Handrücken, denn dort hatte ihn die ungewöhnliche Waffe des Mannes im langen Mantel erwischt. Eine rote Spur hatte sie in die Haut hineingeschnitten, und aus ihr quoll das Blut hervor.

Er starrte auf seine Hand. Er sah das laufende Blut, aber er hatte die Waffe noch nicht fallen lassen.

Eine unheimliche Energie hielt ihn aufrecht.

»Laß den Revolver fallen!« forderte der Gerechte. »Es ist eine letzte Warnung!«

Grundel hob den Kopf. Er hatte den Mund geöffnet und atmete zischend. Vor seinen Lippen dampfte der Nebel, die Augen brannten, der Schmerz in seiner Hand riß sich weiter in den Arm hinein, und Grundel merkte eigentlich zum erstenmal in seinem Leben, daß er verloren hatte. Bisher hatte er nur auf der Siegerstraße gestanden, diesmal mußte er zurückstecken.

Er deutete es durch ein Nicken an, bevor er die Faust öffnete und den Revolver fallen ließ. Der leise, dumpf klingende Aufschlag war für ihn furchtbar.

Aus dem Dunkeln heraus sprach ihn der Gerechte an. »Du wirst jetzt genau das tun, was ich verlange!«

Grundel gab keine Antwort. Aber er erstickte beinahe an seiner Wut, als der andere auf ihn zukam und Grundel erkennen konnte, wie normal und sicher er sich bewegte.

Er war doch auch vom Zugdach gefallen. Nichts wies darauf hin, daß er sich irgend etwas verstaucht oder gebrochen hatte.

Der Gerechte blieb vor Grundel stehen. Er richtete die Spitze seiner gläsernen Waffe auf den Killer.

Der Wind verfing sich im langen Mantel dieser unheimlichen Gestalt.

»Wir gehen«, sagte er.

»Wohin?«

»Zu deinem Ziel.«

Grundel überlegte. Innerlich lachte er. Er war froh, daß die Sache so lief, denn wenn er den anderen tatsächlich dorthin brachte, würde er sich wundern.

»Es ist aber weit…«

Raniel lächelte. »Ich weiß es, und ich weiß auch, daß wir beide Zeit haben und das gleiche Ziel…«

***

Jane Collins hatte gut mitgehalten und sich während des Laufens kaum von meiner Seite gelöst. Wir waren in die Richtung gerannt, aus der wir den Schrei gehört hatten, doch in der Dunkelheit etwas zu finden, auch wenn es ein Mensch war, glich der berühmten Suche nach der Nadel im Heuhaufen.

Sicher konnten wir uns nicht sein, genau den Ort erreicht zu haben, wo der Schrei aufgeklungen war. Wir wollten auch nicht weiterlaufen, denn der Zug war nur schemenhaft zu erkennen. Jane stand breitbeinig und keuchend auf der Stelle. Die Hände hatte sie in die Seiten gestemmt, den Kopf vorgebeugt. »Ich… ich… glaube, es reicht!« keuchte sie.

»Meine ich auch.«

»Was willst du tun?«

Ich konnte nur auf unser Glück hoffen und auf den Schein meiner kleinen Leuchte.

Während Jane stehenblieb, schaltete ich die Leuchte ein und suchte die Umgebung ab. Ich ließ den hellen Kreis über den Boden gleiten, wo das dunkle Wintergras einen silbrigfahlen Schimmer bekam, als wäre ein Gespenst darüber hinweggeeilt.

Jane Collins schaute sich hin und wieder nach dem Zug und den Passagieren um. Solange sich einige von ihnen noch außerhalb der Wagen bewegten, fuhr der Zug noch nicht ab.

Ich hatte meine Suche fortgesetzt und den Kreis vergrößert. Keine Spuren, auch keine frischen Fußabdrücke, die sich durchaus auf dem weichen Boden hätten abzeichnen können. Es war einfach nichts zu erkennen, und meine Hoffnung, Spuren zu entdecken, sank.

Ich wollte schon aufgeben und bewegte mich in einer letzten Drehung, als mir etwas auffiel.

Im Gras schimmerte etwas.

Es war ein seltsamer Gegenstand, nicht hell, nicht richtig dunkel, aber er gehörte nicht hierher. Der helle Kreis blieb darauf ›kleben‹.

Ich ging näher, hörte zwar, daß Jane mich ansprach, darauf achtete ich jedoch nicht. Dicht neben dem Gegenstand drückte ich mich in die Hocke - und bekam große Augen.

Jetzt, wo ich ihn aus der Nähe sah, wußte ich auch, was ich da gefunden hatte.

Es war ein Revolver!

Ich kannte die Waffe. Sie gehörte diesem blonden Killer Grundel, Henry O. Sellnicks rechter Hand.

Er also hatte sich hier aufgehalten. Er mußte auch den Schrei ausgestoßen haben.

Aber warum?

Ich machte mir meine Gedanken, und sie drehten sich nicht nur um Grundel, sondern auch um den Gerechten. Wenn ich zwei Dinge

addierte, konnte ich durchaus zu einem Ergebnis gelangen, von dem ich hoffte, daß es auch stimmte.

Der Gerechte hatte sich Grundel geholt. Was er dann mit ihm getan hatte, darüber konnte ich nur spekulieren.

Ich schaute auch nach, ob sich irgendwelche Blutflecken nahe des Fundorts abzeichneten. Die hätten dann auf einen Kampf hingewiesen.

Leider war wegen der Feuchtigkeit des Bodens nichts Derartiges zu sehen, und ich erhob mich aus meiner gebückten Haltung, denn ich hatte Janes Frage gehört.

»Was hast du denn da gefunden?«

Ich streckte ihr die linke Hand entgegen.

Jane blieb stehen, als sie den Gegenstand erkannte. »Verflixt, ein Revolver!«

»Ja, er hat Grundel gehört. Aber von ihm ist weit und breit nichts zu sehen.«

Jane blieb stehen und schaute sich hektisch um. Ich versuchte sie zu beruhigen. »Du wirst ihn kaum finden, Jane. Er ist ebenso verschwunden wie Raniel.«

Sie hatte mitgedacht. »Meinst du, daß die beiden zusammen verschwunden sind?«

»Ich schließe es nicht aus.«

»Da können wir lange suchen.«

»Was ich gar nicht will«, erklärte ich. »Wir werden ihn oder den Gerechten nicht suchen.«

»Was willst du denn tun?«

Ich löschte die Lampe, ging zu ihr und deutete auf den Zug. »Dort wieder einsteigen, und zwar so rasch wie möglich. Nicht mehr und nicht weniger.«

»Darf ich fragen, was du dir davon versprichst?«

Wir waren schon unterwegs, als ich Jane die Antwort gab. »Vergiß nicht, daß es noch Sellnick und Alvin gibt. Die beiden sind bestimmt nicht mit unserem Freund verschwunden. Ich kann mir gut vorstellen, daß sie sich versteckt gehalten haben, um die Fahrt ebenfalls fortzusetzen. Außerdem was sollen wir hier in der Nacht in einem fremden Landstrich, in dem der nächste Ort kilometerweit entfernt ist, wenn überhaupt.«

Jane überlegte, dann nickte sie. »Ja, da könntest du recht haben, John. Ich bin dabei.«

Wir beeilten uns, den Zug zu erreichen. Er war bereit zur Weiterfahrt. Wir sahen, daß die Fahrgäste wieder einstiegen, und wir keuchten die Böschung hoch.

Noch befand sich ein Mann draußen.

Türen wurden von ihm zugeschlagen, und er erschrak zutiefst, als wir plötzlich wie zwei Gespenster vor ihm auftauchen, keuchend und

ziemlich ausgelaugt.
»Woher kommen Sie?«
»Spaziergang gemacht«, sagte ich.
»Wollen Sie fahren?«
Ich gab ihm auf diese Frage keine Antwort. Zusammen mit Jane stieg ich im letzten Moment ein.
Kaum hatte ich die Tür hinter mir zugezogen, als sich die Schlange der Wagen wieder in Bewegung setzte. Wir lehnten uns beide gegen die Wand. Ich hatte Jane den Revolver gegeben, und sie hatte ihn in ihren Gürtel gesteckt. Er wurde von der Jacke verdeckt.
Wir hielten uns in einem Wagen der zweiten Klasse auf und waren dort nicht so allein. Nicht alle Fahrgäste hatten sich in ihre Abteile zurückgezogen, es gab genug, die auf dem Gang standen, miteinander sprachen, noch immer bleich und käsig waren, weil sie den Schock und die Folgen der Notbremsung noch nicht verdaut hatten.
Nach ein paar Minuten ging es uns besser. Unsere ›Freunde‹ hatten sich nicht blicken lassen. Zudem war der Zug lang genug, um zahlreiche Verstecke zu bieten, aber wir würden ihn schon noch durchsuchen.
»Wohin?«
Ich deutete nach vorn. Zuerst einmal in unser Abteil. Dort sehen wir weiter.
Natürlich hielten wir auf dem Weg zum Ziel die Augen offen. Weder Sellnick noch dieser Alvin taten uns den Gefallen, sich zu zeigen. Wir sahen nur die normalen Passagiere.
Unser Abteil war leer.
Als wir es betreten hatten, ließen wir uns beide aufatmend in die Sitze fallen. Ich schloß zuvor noch das Fenster.
»Hast du es geöffnet?« fragte Jane.
»Nein.«
»Wer dann?«
Ich hob die Schultern. »Da muß jemand anderer hier im Abteil gewesen sein.«
Jane blickte mich starr an, ich sah allerdings auch, wie sich ihr Blick verlor, so, als würde sie über etwas nachdenken, wobei ihr soeben die Lösung eingefallen war. »Könnte es nicht sein, daß dein Freund auf diesem ungewöhnlichen Weg das Abteil verlassen hat?«
Ich lächelte schief. »Ich glaube, du kannst Gedanken lesen.«
»Also siehst du es auch so?«
»Ja.«
Jane streckte die Beine aus und stieß mit den Schuhspitzen gegen meine Waden. »Der Aufenthalt ist ja nicht geplant gewesen, ich habe ihn zu verantworten.«
»Sag das nur nicht so laut.«

»Es hört ja keiner zu.« Sie sprach weiter. »Damit hat also keiner rechnen können, denke ich. Und weil dem so war, haben wir gewisse Dinge durcheinandergebracht, denke ich mir.«

»Möglich.«

»Nicht nur möglich, es stimmt. Zumindest ist Sellnicks Zeitfaktor aus der Reihe gekommen.«

»Stimmt.«

»Er wird reagieren müssen.« Jane verengte ihre Augen. »Stellt sich die Frage, was er macht. Wird er seinen Plan ändern?«

»Welchen Plan?«

»Ich bitte dich, John, das muß ich dir doch nicht erzählen. Sie sind gefahren, um einen Toten zu begraben, wobei ich darüber nachdenke, wie das geschehen soll?«

»Sie lassen ihn in die Erde.«

»Ja, schön, wunderbar, aber wo? Hier? Auf freiem Feld, in der Prärie? Nein, mein Lieber, so haben wir nicht gewettet.«

»Wie denn?«

Die Detektivin beugte sich vor. »Soll ich dir sagen, was ich denke, John Sinclair?«

»Gern, Miß Collins!«

Sie hob einen Zeigefinger. »Ich denke, daß die beiden nicht bis Warschau durchfahren werden.«

»Tatsächlich?«

Sie schlug mir auf das rechte Knie. »Hör mit dem Spott auf. Ich könnte mir durchaus vorstellen, daß dieser Zug noch einmal hält.«

»Der nächste Halt ist Warschau. Endstation.«

Sie winkte ab. »Unsinn, in diesem Land ist alles möglich. Besonders für einen Mann wie Sellnick, der mit dicken Devisen winkt. Ich sage dir, John, der hat noch einen dicken Trumpf in der Hinterhand, darauf kannst du dich verlassen.«

Ich hob die Schultern. »Okay, soll er. Uns jedenfalls bringt es nicht weiter. Wir müssen herausfinden, wo er sich aufhält. Alles andere kannst du vergessen.«

»Stimmt.«

Unser Gespräch versickerte. Wir schauten aus dem Fenster.

Jane erkannte, daß ich nicht eben glücklich aussah. »Du mußt dich damit abfinden, daß wir in der Defensive stehen. Meine Notbremsung hat uns unter Umständen nur das Leben gerettet, das ist alles.«

»Wenn du es so siehst, dann reicht es auch.«

Durch ihr Lächeln und die anschließenden Worte wollte sie mich aufmuntern. »Wir sind nicht außen vor, John, das kann ich dir sagen. Du weißt sehr genau, daß der Fall weitergehen muß. Ich glaube nicht, daß ein Mensch wie Sellnick von seinen Plänen Abstand nimmt. Das kannst du mir nicht erzählen.«

»In Warschau?«
»Vergiß die Stadt.«
Ich hob die Schultern. Irgendwie kam ich mit diesem Fall nicht zurecht. Ich wollte einfach nicht akzeptieren, daß wir bis Warschau durchfuhren, der Sarg mit der Leiche dort ausgeladen wurde, um sie auf eine besondere Weise zu bestatten.
Nein, da lief etwas anderes.
Durch den Zug fuhr ein Ruck.
Nicht sehr stark, aber doch zu merken. Und ein zweiter Stoß folgte dem ersten.
Ich fing einen überraschten Blick der Detektivin auf, dann sah ich ihr Lächeln.
»Es wird genau geschehen, John, was ich angenommen habe. Darauf kannst du dich verlassen.«
Nach dem vierten leichten Stoß glaubte ich auch daran, denn unser Zug fuhr langsamer.
Ich stand auf und öffnete das Fenster. In Fahrtrichtung schaute ich hinaus.
Nicht einmal sehr weit entfernt blinkten einige Lichter wie fremde Sterne durch die Nacht. Sie bewegten sich nicht, standen oder schwebten in der Luft und wurden zum Teil von dünnen Dunstschwaden umweht. Wie dieser Ort hieß, wußte ich nicht. Normalerweise wäre der Zug auch durchgefahren, aber bei diesem Tempo würde er wohl außerplanmäßig halten.
Jane saß ebenfalls nicht mehr auf ihrem Platz. Sie schaute mich an und nickte mir zu. »Meine Vermutung, John, ich denke, sie entwickelt sich zur Tatsache.«
»Zwar gebe ich dir ungern recht, aber ich gebe dir recht.«
»Wunderbar.«
Ich schloß das Fenster wieder. Noch in der Bewegung griff ich zur Jacke und streifte sie über. Auch Jane machte sich startbereit. Wir standen jetzt zusammen und starrten durch die Scheibe, hinter der sich die Umgebung veränderte.
Die Umrisse der Häuser wurden zu Schatten, als sie zusammenwuchsen. Nur wenige Lampen brannten hinter irgendwelchen Fenstern. Der Zug schwankte über eine Weiche. Es sah so aus, als würden wir einen Güterbahnhof durchfahren, denn auf den anderen Gleiskörpern waren alte Waggons und auch ältere Lokomotiven abgestellt worden.
Wir verloren noch mehr an Tempo. Ein alter Bahnhof erschien. Ein schmales Dach, von mehreren Pfosten gehalten. Leere Bahnsteige mit freiem Durchblick für uns.
Dahinter gähnte die Dunkelheit. Sie war wie ein großer Schlund, in den die Menschen etwas hineingestellt oder gebaut hatten. Nur

wenige Lichter glotzten wie kalte Augen durch die Nacht.

Der Zug stand.

In dem Wagen war eine gewisse Unruhe entstanden. Auch den übrigen Reisenden war längst aufgefallen, daß dieser Halt nicht in den Plan paßte.

Daß etwas passieren würde, ahnten wir beide. Und wir waren auf der Hut.

Ein letzter Stoß, ein Rütteln, dann stoppten wir - und hörten im selben Augenblick die Lautsprecherstimme durch den Zug hallen. Der Mann sprach polnisch, wir verstanden ihn nicht, konnten uns aber vorstellen, daß er den Halt erklärte und die Fahrgäste damit beruhigen wollte. Bei uns war das Gegenteil davon eingetreten.

Jane Collins hatte sich vor dem Abteil auf den Gang gestellt. Ich war noch geblieben und hatte das Fenster soweit wie möglich nach unten gezogen.

Diesmal schaute ich nach rechts. Dort verließ ein Mann den Wagen. Es war der Schaffner. Er eilte außen vorbei, ohne auf mich zu achten. Vor dem Gepäckwagen stoppte er abrupt und öffnete die Schiebetür.

Henry O. Sellnick sprang aus dem Waggon. Alvin folgte ihm, und ich zog mich zurück. Niemand sollte mich schon jetzt entdecken. Ich wußte nicht, was beide vorhatten, hoffte aber, daß es noch eine Weile dauern würde. Zusammen mit Jane hetzte ich durch die Wagen, bis wir weit genug vom Gepäckwagen entfernt waren. Ich zerrte die Tür auf, und wir verließen den Zug.

Auf dem Bahnsteig blieben wir nicht lange stehen, sondern suchten uns eine Deckung. Eine hohe Tafel, auf der die An- und Abfahrtszeiten notiert waren, reichte aus, um auch die Dinge beobachten zu können, die sich an der Spitze des Zugs taten.

Dort wurde der Sarg ausgeladen.

Der Schaffner half noch mit. Er trug an der einen, Alvin an der anderen Seite.

Im seichten, über den Bahnsteig wehenden Dunst war es ein schauriges Bild, das wir zu sehen bekamen. Gespenstisch auch deshalb, weil wir keinen Laut hörten, denn Sellnick selbst dirigierte nicht durch Worte, er verließ sich auf Gesten.

Als der Sarg draußen stand, drückte er dem Schaffner noch etwas in die Hand. Der Mann bedankte sich, winkte zur Lok hin und stieg wieder ein.

Er hatte die Tür kaum geschlossen, als der Zug schon abfuhr. Zurück blieben zwei Männer und ein Sarg.

Wenig später war es nur noch einer, denn Alvin hatte sich zurückgezogen. So schnell, wie wir nicht einmal mitbekamen, wohin er gegangen war, jedenfalls ließ er seinen Chef zurück.

Jane und ich standen auch weiterhin in Deckung der Tafel. Die

Detektivin schaute mich an, und sie hatte dabei ihre Stirn in Falten gelegt. »Sag nicht, daß du das verstehst, John.«

»Warum nicht?«

»Was soll denn diese Warterei?«

Ich hob die Schultern. »Sie werden den Sarg sicherlich nicht zu zweit an den Bestimmungsort tragen, denke ich mal.«

»Und weiter!«

»Ich könnte mir vorstellen, daß hier in diesem Kaff irgendwelche Helfer auf sie warten.«

»Träger, wie?«

»So ungefähr.«

Janes Blick verlor an Skepsis, als wir beide das Geräusch eines ziemlich lauten Motors hörten. Am Bahnhofsgebäude war es aufgeklungen. Kein Bauwerk nahm uns die Sicht auf den Platz und auf das Scheinwerferpaar, durch dessen Strahlen Dunstschleier wehten, die wie verlorene Fahnen wirkten.

Der Wagen nahm den direkten Kurs auf den Bahnhof, und als er stehenblieb, sprangen zwei Männer aus dem Fahrerhaus. Einer davon war Alvin. Beide Gestalten eilten durch den Lichtfleck der Scheinwerfer und blieben erst stehen, als sie den Sarg erreicht hatten.

Es lag auf der Hand, was sie vorhatten, und in meinem Kopf war blitzartig ein Plan entstanden.

Jane hatte sich ebenfalls etwas ausgedacht. Bevor sie jedoch sprechen konnte, hatte ich ihr klargemacht, was ich wollte.

»Wir müssen zum Wagen, zumindest in die Nähe.«

»Okay, das wollte ich auch.«

Weit hatten wir nicht zu laufen. Wir mußten nur höllisch achtgeben, nicht entdeckt zu werden, deshalb liefen wir auch geduckt, als würden wir ständig unter irgendwelchen Büschen wegtauchen.

Der Dunst und auch die Dunkelheit gaben uns den nötigen Schutz. Zudem hatten wir das unverschämte Glück, nicht weit vom Wagen entfernt eine alte Plakatsäule zu entdecken, die eine ideale Deckung bot. Grau und feucht gewordenes Papier klebte dort. Jane schaute an der rechten, ich an der linken Rundung der Säule vorbei. Der Wagen stand in unserem Sichtfeld. Es war ein kleiner Lkw, ein Pritschenwagen. Die Ladefläche wurde allerdings von einer Plane verdeckt. Schon bald tauchten die drei Männer auf.

Der Fahrer und Alvin schleppten den Sarg, während Sellnick hinter den beiden herschritt und sich dabei immer wieder umschaute, aber nur die leeren Gleise sah, denn der Zug war längst weiter in Richtung Warschau gefahren.

Wir warteten und vermieden jedes Geräusch.

In der Umgebung war es still. Kein Mensch ließ sich um diese Zeit hier draußen blicken. Die Luft war kalt, der Wind wehte nur schwach,

weiter zum Ort hin gaben einige Straßenlaternen ein blakendes Licht ab.

Henry O. Sellnick war vorgelaufen. Sein Zopf wippte bei jeder Bewegung im Nacken. Er hatte es noch eiliger als sonst und erreichte auch als erster die Ladefläche.

Mit zwei Bewegungen schleuderte er die Plane in die Höhe. Die Ladekante wurde nicht nach unten geklappt, die Träger mußten schon Kraft aufwenden, um die Totenkiste auf die Ladefläche zu schieben.

Was würden die Männer tun?

Ich hoffte für uns, daß keiner von ihnen auf die Ladefläche stieg. Das Fahrerhaus war schließlich breit genug, um drei Personen aufnehmen zu können.

Sellnick klopfte dem Fahrer jovial auf die Schulter, gab ihm einen Schein, und der Mann war happy.

Er lief dann auch voran und öffnete beide Türen des Fahrerhauses.

»Das sieht günstig aus«, flüsterte Jane. Sie lächelte breit, ihre Augen schimmerten. »Ich kann mir vorstellen, was du vorhast.«

»Okay, dann laß es uns angehen.«

Wir warteten noch, bis beide Türen wieder geschlossen waren. Der Anlasser orgelte einige Male durch, und Auspuffgase quollen wie dicke Nebelwolken aus dem Rohr und verpesteten die Umwelt.

Der Wagen fuhr an.

»Los jetzt!«

Wir starteten und achteten sehr darauf, nicht in den Sichtbereich des Rückspiegels zu gelangen, denn keiner der Männer sollte die zwei blinden Passagiere bemerken.

Etwas schwerfällig rollte das Fahrzeug dahin. Es schaukelte über den unebenen Boden, was natürlich unser Vorteil war, dennoch liefen wir schneller als der Wagen fuhr.

Zugleich erreichten wir ihn.

Das hintere Ladebrett stand hoch, und das war unser Glück. Wir umklammerten die Kante. Noch mußten wir mitlaufen und den günstigsten Zeitpunkt abwarten.

Der Wagen gewann an Tempo, unsere Beine bewegten sich schneller. Neben mir keuchte Jane Collins, wahrscheinlich wartete sie auf mein Zeichen zum Sprung.

»Jetzt!«

Ich stieß das Wort hervor und stemmte mich gleichzeitig hoch. Es war nicht einfach, die Ladefläche zu erreichen, zudem durften wir dabei nicht gesehen werden, denn das Fahrerhaus hatte in seiner Rückwand ein Fenster zur Ladefläche hin.

Ich schaffte es und rollte mich über den Rand. Sofort kam ich wieder hoch und schaute nach Jane.

Auch sie war dabei, sich hochzustemmen. Sie hielt sich eisern fest,

ihr Gesicht war vor den Anstrengungen gezeichnet, doch sie bekam noch nicht den richtigen Schwung.

Dafür sorgte ich. Mit beiden Händen umfaßte ich Janes Gelenke. Ein heftiger Ruck reichte aus, um sie über die Kante zu heben. Sie fiel gegen mich, wir kippten um und blieben zunächst auf dem feuchten Boden liegen, nicht weit von der Totenkiste entfernt, dessen Schatten auf uns niederfiel.

»Geschafft!« schnaufte Jane. »Verflixt, das ist gerade noch mal gutgefangen.«

»Und bemerkt hat auch niemand etwas.«

»Bist du dir sicher?«

»Klar«, sagte ich, »sonst hätte der Fahrer schon angehalten.«

Jane lachte leise. »Vom Zug auf den Lastwagen«, sagte sie und schlug mit der flachen Hand gegen ihre vor der Brust hängenden Tasche. »Wer hätte gedacht, daß wir uns so verschlechtern. Ich hoffe nur nicht, daß wir den Rest der Strecke auf einem Schwein reitend zurücklegen müssen.«

Ich wunderte mich. »Wie kommst du auf ein Schwein?«

»Weil es auf dieser Ladefläche nach Schwein riecht. Diese niedlichen Tierchen wurden auf diesem Wagen transportiert. Dafür habe ich eine Nase, John…«

Diesmal mußte auch ich lachen. Und es tat in einer Lage wie dieser verdammt gut…

***

Elohim hatte sich nach dem Kampf wieder ins Haus begeben. Er fühlte sich irritiert und aufgeputscht zugleich. Er war in eine für ihn neue Lage geraten, denn in seinem Körper hatten sich Kräfte ausgebreitet, mit denen er nicht zurechtkam. Irgend etwas war anders geworden. Er hatte einen Menschen getötet, und er hatte dafür noch einmal seine Hände zu Hilfe nehmen müssen.

War er deswegen ein Mörder?

Elohim durchwanderte die Zimmer des Hauses, allein mit sich und seinen Gedanken.

Mörder! Mörder! hämmerte es durch seinen Kopf, als wollte ihn dieser Gedanke foltern.

Er aber stemmte sich dagegen. Ich bin kein Mörder! Es war nicht anders zu machen! Ich habe das Böse aufgespürt! Ich habe es vernichten können! Es ist einfach über mich gekommen! Hätte ich es nicht vernichtet, wäre ich an der Reihe gewesen!

Mit diesen und ähnlichen Gedanken versuchte Elohim, sich zu beruhigen. Er war die beiden Treppen hochgestiegen und hatte sich in das leere Zimmer des Dachaufbaus gestellt, von dem aus er einen freien Blick bis weit über den Zaun hinaus hatte.

Das weiße Gatter bildete eine Grenze. Damit schloß das Grundstück praktisch ab, aber es war nicht die Trennlinie zwischen Gut und Böse.

Jenseits des Gatters lag noch etwas anderes. Ein unheimlicher Ort, in dem das Böse brodelte. Die Geister der Toten hausten hier.

Der Sichtwinkel des Jungen war nicht steil genug, um die Grabsteine zu erkennen, die wie Relikte aus einer alten, schlimmen Vergangenheit die Zeiten überdauerten. Wer dort ruhte, war tot, er sollte nicht wieder zurückkehren, aber würden sich diese Gestalten auch daran halten? Elohim wußte es nicht. Man hatte ihm einfach zu wenige Informationen gegeben, und wer ihn da genauer darüber aufklären konnte, der hatte ihn leider bisher im Stich gelassen.

Noch immer wartete Elohim auf seinen Beschützer Raniel. Der Gerechte hatte ihm versprochen, noch in der Nacht einzutreffen, aber er hatte keinen Zeitpunkt genannt.

So mußte er warten.

Dunkel die Kleidung, bleich sein Gesicht, so stand er am Fenster.

Elohim bewegte sich nicht. Er hielt die Hände vor der Brust verschränkt, und nur allmählich ebbte der Sturm der Gefühle in seinem Innern ab. Daß er etwas Besonderes war, das wußte er genau, aber er schaffte es noch nicht richtig, seine Kräfte so einzusetzen, daß sie auch für ihn kontrollierbar waren.

Diesen Mann hatte er getötet.

Damit war er auch zufrieden.

Und trotzdem quälten ihn Gewissensbisse. Während er in die Tiefe schaute, sah er immer wieder die letzten Bilder dieses schaurigen Vorgangs, als Rabanew durch seine Tat verbrannte.

Er hatte keine Chance gehabt. Es war plötzlich alles anders geworden. Das Feuer war als dunkle Flammenarme in die Höhe geschossen und hatte die Gestalt vernichtet.

Ein Mensch?

Ja und nein, denn letztendlich hatte sich innerhalb des Feuers noch das wahre Gesicht dieses Wesens gezeigt. Eine Kreatur der Finsternis, ein grauenvolles Geschöpf, noch aus der Urzeit stammend und eigentlich kein Wesen, mit dem Elohim eine Gemeinsamkeit verband.

Dennoch waren sie Feinde.

Dafür mußte es einen Grund geben, der ebenfalls tief in der Vergangenheit verborgen lag und durch geheimnisvolle Fäden des Schicksals zusammengeknüpft worden war.

Wo befand sich der Knoten, den er lösen mußte?

Raniel hätte ihm mehr sagen können und müssen, aber Raniel war nicht nur sein Beschützer und eigentlicher Vater, er war auch die Gestalt, die nicht viel redete und lieber schwieg.

Erst wenn der richtige Zeitpunkt gekommen war, würde er sich offenbaren, das aber dauerte dem Jungen zu lange. Er fühlte sich in

seiner Rolle unwohl und auch überfordert, obwohl er stärker war als ein normaler Mensch. Von den verschiedenen Elternteilen mußte er etwas mitbekommen haben, was ihm trotz allem nicht paßte, wenn er daran dachte, wer seine Mutter gewesen war.

Lilith!

Eine Dämonin, eine Gestalt, die zu den Urdämonen zählte, und um die sich ein Kreis der Mystik wie eine Wolke gebildet hatte. Lilith, die erste Hure des Himmels, eine widerliche Person, ein Etwas, das für einen Menschen nicht zu fassen war, das aber das Böse abstrahlte, ebenso wie Luzifer.

Damals, im Dom zu Altenberg, hatte es ein Mann namens John Sinclair geschafft, diesen Einfluß der Dämonin Lilith zu zerstören. Aber war ihm das auch für alle Zeiten gelungen?

Elohim wußte es nicht, und er fürchtete, daß dies nicht der Fall gewesen war und sich noch gewisse Reste in ihm erhalten und verkrustet hatten.

Raniel hatte mit seinem ›Sohn‹ nie darüber gesprochen, dieser aber konnte sich vorstellen, daß gewisse Dinge immer wieder hochstiegen, denn sie stammten aus den Urzeiten, hatten alles überdauert und waren wieder stark geworden.

Warum hatte Raniel ihn zu diesem einsam stehenden Haus geschafft und war dann selbst verschwunden? Sollte die Zeit hier seine große Probe sein?

Das Haus war durch den Hüter Rabanew besetzt gewesen. Ihn gab es nicht mehr, so hatte sich ein Wunsch des Gerechten möglicherweise erfüllen können.

Damit war die Sache nicht ausgestanden, denn der Junge merkte sehr deutlich, daß eine weit größere Gefahr in der Nähe des Hauses lauerte. Er erhielt keine konkreten Hinweise, es war einfach die Aura, die er als sehr sensibler Mensch spürte. Sie lastete über dem Haus und hatte sich auch um das Gebäude herum verteilt. Zudem gab es einen Ursprung, denn das Böse hatte sich manifestiert und seinen Platz jenseits des Zaunes gefunden, wo auch die Grabsteine standen. Dort befand sich der alte Friedhof.

Elohim stand am Fenster. Er wußte nicht, was er tun und wie er sich überhaupt verhalten sollte. Er stand einfach da, schaute aus weit geöffneten Augen in die Nacht, wo die Dunkelheit ihre Schatten über das Land gelegt hatte.

Schatten, die das Böse verbargen, die Angst einflößten, aber Elohim wollte keine Angst mehr haben. Er erinnerte sich an die Worte des Gerechten, der ihm erklärt hatte, daß die Angst besiegt werden mußte. Eine gesunde Angst hatte jeder Mensch, doch die spezielle mußte überwunden werden, was nichts mit Heldentum oder großer Tapferkeit zu tun hatte, sondern einzig und allein mit dem Mut, über

den eigenen Schatten zu springen, um Dinge zu tun, die getan werden mußten.

Elohim nickte leicht. Er sah jetzt aus wie jemand, der zu einem Entschluß gekommen war, und er wollte diesen Entschluß auch sofort in die Tat umsetzen.

Nach einem letzten Blick drehte er sich um und wandte sich vom Fenster ab. Er schaute in die schwarzgraue Dunkelheit des leeren Raumes. Zielsicher schritt er auf die Tür zu, mußte nicht lange suchen, denn er fand mit einer Bewegung den Türgriff.

Er drückte ihn nach unten und zog das quietschende Etwas auf. Er lauschte für einen Moment den wimmernden Geräuschen, wobei er den Kopf nach links drehte, um in die Dunkelheit zu schauen.

Keine Bewegung war dort zu sehen.

Niemand lauerte ihm auf.

Warum auch, denn das Böse war unsichtbar. Es zeigte sich nur dann, wenn der richtige Zeitpunkt gekommen war, und der war noch nicht da. Elohim hatte Zeit, vielleicht viel Zeit. So hoffte er, daß sein Beschützer im richtigen Moment zur Stelle war, wenn sich das Böse aus den Tiefen der Erde heraus freie Bahn verschaffte.

Er ließ die kurze Treppe hinter sich, öffnete wieder eine Tür, stand in der ersten Etage und schlich dann auf die breitere Treppe zu, die nach unten in die Halle des großen Hauses führte, das in den letzten Jahren irgendwie gestorben war.

Für Menschen ungeeignet. Niemand wohnte hier mehr. Keiner hatte sich hierher zurückgezogen, das Haus wirkte wie ein Schlund, der tief in der Erde lag.

Es war kalt.

Der Geruch von alter Asche klebte innen an den Wänden. Kein noch so kleines Stück Glut leuchtete mehr im alten Ofen. Zwischen diesen Wänden hatte sich der Atem einer kalten Welt eingenistet.

Elohim erreichte die Tür und öffnete sie. Er spürte sofort die Kälte der Winternacht, nur war es eine andere als die, die in dem Haus lauerte.

Sie war normal, mit ihr konnte man zurechtkommen. Diese Kälte gehörte einfach zur Jahreszeit, die andere nicht.

Der Junge verließ das Haus. Sein eigentlich weiches Gesicht hatte einen harten Zug bekommen.

Scharfe Falten zeichneten Teile der Haut nach. Die Nasenflügel bebten. Nach den ersten Schritten wickelte sich Elohim in seinen dunklen Mantel ein. Den Kragen hatte er längst hochgestellt.

So ging er den Weg wieder einmal, auf dem er mit Rabanew gekämpft hatte. Von ihm selbst war nichts mehr zu sehen. Sein Körper war zu einem Opfer der Flammen geworden, aber die Waffe, die er in der Hand gehalten hatte, die war noch vorhanden, denn der

Schürhaken hob sich auch bei diesem Licht vom Boden ab.

Elohim blieb neben der Waffe stehen, bückte sich und hob sie auf. Er wollte sie schon in die Finsternis hineinschleudern, als er es sich überlegte und sie behielt. Wer konnte schon wissen, ob er sie nicht noch benötigte?

Mit dem Schürhaken in der rechten Hand schritt er direkt auf das weiße Tor zu. Die weißen Stäbe schimmerten wie die Knochen eines Skeletts. Der Mond war wegen der Wolken nicht zu sehen, ebensowenig die Sterne.

Elohim stieß das Tor auf. Er hatte ihm Schwung gegeben und schaute zu, wie es nach außen schwang, begleitet von leisen Geräuschen an den Scharnieren.

Niemand hörte zu, niemand war zu sehen, der Junge bewegte sich allein durch das Tor nach draußen und brauchte nicht weit zu gehen, um die Grabsteine zu erkennen.

Hinter ihm fiel das weiße Tor wieder zu. Er hörte es zuschnappen, aber er drehte sich nicht mehr um, als läge das Haus und dessen Vorgarten endlich hinter ihm.

Der kleine Friedhof lag im Dunkel.

Er glich einem Gemälde, das als dreidimensionales Kunstwerk in die flache Landschaft gestellt worden war, als sollte diese auf makabre Art und Weise eine Auflockerung erfahren.

Elohim setzte sehr langsam einen Fuß vor den anderen. Er blickte sich dabei immer wieder um, aber in der Dunkelheit rührte sich nichts. Kein Geräusch war zu hören, nur seine eigenen Schritte.

Der Schürhaken schwang beim Gehen hin und her. Elohim spürte das Gewicht, aber es machte ihm nichts aus. Es gab ihm sogar Mut und flößte ihm Kraft ein, die er sicherlich brauchen würde, denn er fühlte sich noch immer allein und verlassen.

Zwischen den Grabsteinen blieb er stehen. Etwa in der Mitte dieses ungewöhnlichen Friedhofs, wo er sich auf der Stelle drehte und die Steine so gut wie möglich beobachtete.

Sie standen da wie stumme Wächter.

Manche waren sehr schlicht. Einfache Platten, die jemand in die Erde gestellt hatte. Trotz ihrer Schlichtheit waren sie zumindest als Grabsteine ungewöhnlich, denn keiner von ihnen wies eine Beschriftung auf. Sie waren glatt und rissig zugleich. Zu sehen war nichts, kein Name, kein Sterbedatum, und so schwammen sie in der Dunkelheit, umweht von Dunstfetzen, die aus dem feuchten Boden stiegen.

Elohim wischte über seine Augen. Vom langen Starren taten sie ihm weh, er konnte die einzelnen Konturen der Steine nicht so genau unterscheiden. Die Klötze standen dicht beisammen, zumindest an bestimmten Stellen des Friedhofs. Weiter hinten waren die Lücken

zwischen ihnen größer. Dort hatte sich der Dunst besser festsetzen können und wurde vom Wind so gut wie nicht bewegt.

Über dem Friedhof lastete die Stille. Auch das Haus lag in einem tiefen Schweigen. Niemand ließ sich blicken.

Elohim war das einzige Lebewesen in dieser Umgebung.

So schien es.

Er wußte es besser.

Nicht grundlos hielt er den Blick gesenkt. Mit seinen Augen suchte er den Boden ab. Er lauerte darauf, daß sich dieser öffnete, um den Schrecken zu entlassen.

Er bückte sich und legte eine Hand auf den Boden. Waren Vibrationen zu spüren?

Nicht - oder noch nicht?

Elohim legte sich auf die Seite, so daß er sein Ohr über die feuchte Oberfläche pressen konnte. Er hielt den Atem an, weil er sich auf bestimmte Dinge konzentrieren wollte, aber dieser Friedhof war nicht mit einem Schienenstrang zu vergleichen.

Es blieb still.

Elohim stand wieder auf. Die Umgebung störte ihn. Er mochte die alten, verkrümmten und schief stehenden Grabsteine nicht. Er fing an, sie zu hassen, und tief in seiner Kehle breitete sich ein Druck aus, dem er nicht mehr standhalten konnte.

Er keuchte, sein Atem ging schnell und schwer, er saugte die Luft ein, und plötzlich rannte er weg.

Elohim blieb erst dort stehen, wo er den Friedhof hinter sich gelassen hatte. Da rang er nach Atem und schaute wieder zurück.

Schon im Haus hatte er sich verlassen und sehr allein gefühlt. Dieses Gefühl verstärkte sich bei ihm noch, was auch dazu führte, daß sein Herz schneller klopfte.

Er atmete heftig und beugte sich vor.

Er stützte sich auf dem Ende des Schürhakens ab, und er merkte, wie sich in seinem Innern etwas aufbaute, das durchaus einen Vergleich mit Elektrizität aushielt.

Es war wieder die andere Kraft, die ihn überfiel. Sie war da, um ihn zu beschützen, sie baute einen Schirm um ihn herum auf, der seine Angst aber nicht unterdrücken konnte.

Rabanew hatte es geschafft. Was aber war mit den anderen? Er wußte nicht, wie viele dieser Wesen oder Kreaturen noch in der kalten Erde lagen. Auf jeden Fall waren es für ihn zu viele. Wenn sich die Gräber öffneten und die Toten entließen, war für ihn die Zeit gekommen, wegzulaufen.

Oder…?

Er dachte daran, was ihm sein Vater mit auf den Weg gegeben hatte. Er war davon überzeugt, daß die Menschen ihren Mut

zurückgewinnen mußten, um sich den Problemen zu stellen. Sie durften nicht immer wegrennen, sie mußten bleiben, sonst würde das Böse die Überhand gewinnen. Es tat dem Jungen gut, daran zu denken, und diese alten Worte sorgten auch dafür, daß er sich wieder besser fühlte und die Furcht vor dem Friedhof schwand.

Er drehte sich wieder um.

Jetzt konnte er auch hinschauen, ohne daß ihm die Knie zu stark zitterten.

Unbeweglich standen die alten Steine. Nur manchmal wehte der Dunst um sie herum, als wollten die grauweißen Schleier das rissige Gestein putzen.

Plötzlich zitterten Elohims Hände.

Es gab keinen ersichtlichen Grund für diese Reaktion, es war auch nichts passiert, aber er war sensibel genug, um gewisse Tatsachen zu bemerken.

Auf diesem Friedhof passierte etwas. Als hätte jemand einen Motor angestellt, der für eine gewisse Energie sorgte, die nicht nur durch den Boden floß, sondern sich auch wie ein unsichtbares Netz darüber und zwischen den Grabsteinen ausbreitete, nicht sicht-, dafür spürbar, und zwar für den, der dafür empfänglich war.

Der Junge kannte diese Reaktion. Er hatte sie schon einmal erlebt, als Rabanew kurz davor stand, sein wahres Gesicht zu zeigen. Diesmal jedoch war sie anders, viel mächtiger und kräftiger, und sie erwischte ihn von den Füßen bis zum Kopf.

Der Friedhof ›lebte.‹

Es war kein normales Leben, es war das andere, das gefährliche, das untote Leben, das nur dann entstehen konnte, wenn gewisse dunkle Kräfte am Werk waren.

Waren die Toten wirklich tot?

Elohim wußte es nicht. Er verließ sich auf seine sensiblen Antennen, er horchte und lauschte, er merkte, wie das Böse immer weiter hervorkroch und damit anfing, ihn zu belasten.

Es drückte sich in seinen Körper hinein.

Schlimme Gedanken versuchten, den Widerstand zu durchbrechen. Bilder entstanden vor seinem geistigen Auge. Grellbunte, fratzenhafte Gestalten schwebten wie mutierte Seelen über den Grabsteinen. Er hörte ein schreckliches Lachen, allerdings nur tief in seinem Innern, nicht so offen wie normal.

Kälte kroch über seinen Körper.

Hitze flammte in ihm auf.

Er schaute auf seine Füße und hatte den Eindruck, sich langsam zu erheben. Es war keine Täuschung, die eigenen Kräfte hatten sich von selbst in ihm mobilisiert, und sie trugen dafür Sorge, daß er die Gravitation überwand und hineinglitt in den Zustand der Levitation.

Er begann zu schweben.

Sehr langsam erhob er sich vom Boden, als wäre am Kopf ein langer Faden befestigt worden, an dem jemand zog. Er stieg nicht schnell, alles lief sehr ruhig ab, und Elohims Arme hingen zu beiden Seiten des Körpers nach unten, wobei er in der rechten Hand noch immer den Griff des Schürhakens hielt.

Zwei Kräfte kämpften gegeneinander.

Einmal seine eigene, zum anderen die fremde, und der Junge wußte nicht, welche letztendlich stärker war. Er konnte seine noch nicht so recht einschätzen.

Die Kraft trieb ihn weiter auf den Friedhof zu. Nichts brauchte er dabei zu tun, die fremden Mächte hielten ihn fest, sie leiteten ihn weiter, und sie drängten ihn immer mehr auf die Mitte des Friedhofs zu, wo er über die Grabsteine hinwegschwebte.

Etwa in doppelter Körperhöhe befand er sich über dem Areal. Den Kopf hielt er gesenkt, er betrachtete die zahlreichen Grabsteine, aber es gelang ihm nicht, in die Erde zu blicken, um festzustellen, ob sich dort etwas bewegte.

Da tat sich nichts…

Die Stille blieb.

Innen als auch außen…

Elohim hielt den Atem an. Obgleich er über dem magischen Gefahrenherd schwebte, fühlte er sich nicht viel wohler. Noch hielt seine eigene Kraft der anderen stand. Wie aber würde es sein, und was würde geschehen, wenn sich die Dinge umdrehten?

Ein Windstoß erreichte sein Gesicht. Und mit dieser Berührung tat sich auch etwas unter seinen Füßen.

Ein schief stehender Grabstein wackelte, als wäre er von einer unsichtbaren Faust berührt worden.

Es sah beinahe so aus, als sollte er zu Boden kippen, im letzten Augenblick aber und in einer schrägen Haltung, blieb er stehen.

Dort bewegte sich auch die Erde. Sie brach auf, und Sekunden später erschienen lange, bleiche Würmer.

Nein, es waren keine Würmer.

Aus der feuchten Graberde krochen die Finger eines Toten…

***

Wir hatten uns flach auf den Boden gelegt und die Nähe des Sargs nicht verlassen. So waren wir am schlechtesten zu entdecken. Nichts wies darauf hin, daß unsere Aktion aufgefallen war, der Wagen fuhr und rumpelte auch weiterhin durch die Dunkelheit, so daß wir auf unserem harten ›Bett‹ von einer Seite zur anderen tanzten.

Jane hatte recht gehabt. Auch ich nahm jetzt den doch intensiven Geruch nach Schweinen wahr.

Auf dem Rücken liegend schauten wir gegen das schaukelnde Dach der Plane. Jedes Schlagloch, jede Unebenheit des Bodens bekam der Wagen mit.

Wohin die Fahrt ging, wußten weder Jane noch ich. Wir hofften nur, ans richtige Ziel zu gelangen.

Ich war der erste, der sich aufrichtete, und ich bewegte mich dabei sehr vorsichtig. Wir mußten natürlich damit rechnen, daß eine der drei vorn sitzenden Personen durch das Rückfenster des Fahrerhauses schaute. Da tat sich zum Glück nichts. Henry O. Sellnick und seine beiden Helfer waren völlig ahnungslos. Wie sollten sie auch wissen, daß sich zwei blinde Passagiere bei ihnen eingeschlichen hatten?

Der Wagen hatte eine befestigte Straße erreicht. Jedenfalls hörte es sich so an, als würde er über Pflastersteine rollen.

Ich hatte den linken Arm angewinkelt und mich mit dem Ellbogen am Sarg abgestützt. Auf der anderen Seite hatte Jane Collins das gleiche getan, und über die Totenkiste hinweg schauten wir uns an, wobei Jane mich anlächelte.

»Willst du dich hier ausruhen?« fragte sie.

»Eigentlich nicht.«

»Wohin?«

Ich deutete mit dem Daumen über meine Schulter hinweg. »Nach vorn, zur Führerkabine.«

»Willst du entdeckt werden?«

»Bestimmt nicht.«

Ich zeigte Jane in den folgenden Sekunden, was ich mir ausgedacht hatte. Wie ein Rekrut bei der Ausbildung schlängelte ich mich vor und blieb so im toten Winkel liegen.

Ich war sehr vorsichtig und schielte durch das kleine Fenster in das Fahrerhaus.

Viel war nicht zu erkennen. Anhand des Zopfes sah ich, daß Henry O. Sellnick in der Mitte zwischen seinen beiden Helfern hockte. Links von ihm saß der Fahrer, gegen die Beifahrertür hatte sich Alvin gedrückt. Keiner von ihnen traf Anstalten, sich zu drehen, und einigermaßen beruhigt kroch ich wieder zu Jane Collins zurück.

»Kannst du mir sagen, wie es jetzt weitergehen soll?« fragte sie leise.

»Nein, das ist auch gut so. Du weißt doch, daß ich für Überraschungen gut bin.«

»Daran erinnere mich.«

Die Spannung hatte nachgelassen. Wir bewegten uns von unseren Plätzen weg und blieben im toten Winkel nahe des Sichtfensters rechts und links hocken.

Warten…

Nicht nur ich haßte es, auch Jane Collins war beileibe keine Freundin davon.

Hin und wieder hob ich die Plane an der Seite an, um einen Blick nach draußen zu werfen. Es war so gut wie nichts zu erkennen. Nach wie vor rollten wir durch eine öde Landschaft, in der es nicht ein Licht gab. Nach wie vor rollte der Wagen unruhig dahin, und auch der Sarg geriet hin und wieder ins Rutschen, so daß es aussah, als würde sich in ihm die Leiche bewegen.

Eine Rechtskurve.

Der Fahrer nahm sie etwas zu forsch. Jane kippte, ich blieb sitzen, weil ich mich abstützen konnte.

Sicherlich verbiß sie sich den Fluch ebenso wie ich, denn was nun folgte, glich dem Test eines Neuwagens über die Holperstrecke.

Der Fahrer dachte nicht daran, das Tempo zu verringern. Nach wie vor drückte er auf das Gaspedal, und er nahm wirklich keine Rücksicht auf die Beschaffenheit des Untergrunds. Querrillen und Schlaglöcher wechselten sich ab. Wir wurden durchgeschüttelt und mußten uns festhalten.

Ich hob die Plane wieder an.

Meine Hoffnung brach zusammen, es war noch immer kein Ziel zu entdecken, das ärgerte mich.

Sollten wir noch stundenlang durch diese Prärie gondeln?

Von außen her schlugen plötzlich Hände gegen die Plane, ich wich unwillkürlich zurück. Mir kam es vor, als sollte das Fahrzeug festgehalten werden, und sehr bald hatte ich herausgefunden, daß es keine Hände, sondern Baumzweige oder Äste waren, die über die Plane kratzten. Ich ging davon aus, daß wir durch einen Wald fuhren und der Weg verdammt eng war.

Der Lastwagen schaukelte. Hier waren die Querrillen im Boden breiter und auch tiefer. Immer wieder sackte er nach vorne und dann nach hinten weg.

Er kämpfte sich förmlich weiter. Hin und wieder schrammte er mit seiner Auspuffanlage über den Boden. Ich hätte mich nicht gewundert, wenn sie auf der Strecke geblieben wäre.

Außerdem funktionierte die Lenkung auch nicht so, wie es vielleicht hatte sein sollen. Mehr als einmal schlingerte das Fahrzeug über den schmalen Weg, so daß wir damit rechnen konnten, irgendwann in den Büschen zu landen.

Wider Erwarten klappte alles gut - bis zum plötzlichen Stopp!

So schnell, daß auch wir davon überrascht wurden und uns nicht mehr fangen konnten. Wir kippten beide um, und Jane stieß mit ihren Füßen gegen meinen Hals.

Wir sprachen kein Wort, denn wir hörten Stimmen. Die Männer im Fahrerhaus unterhielten sich.

Ich ging davon aus, daß wir das Ziel erreicht hatten und winkte Jane Collins heftig zu. Gleichzeitig bewegte ich mich auf allen vieren dem

›Ausgang‹ entgegen, denn wir mußten vor Sellnick und seinen beiden Leuten den Wagen verlassen haben.

Jane sprang als erste in die Dunkelheit. Ich folgte ihr und sah dabei, daß sie zur Seite hin weghuschte. Ich folgte ihr. Den Wald hatten wir verlassen. Jane lief zwar in seine Richtung, doch er war zu weit entfernt, als daß wir ihn ungesehen erreicht hätten.

Plötzlich war sie verschwunden. Einen Moment später tauchte auch ich weg. Nebeneinander lagen wir in einer kleinen Mulde, deren dicht wachsendes Gras uns den nötigen Schutz bot.

Die Detektivin atmete zunächst mal durch. Dann sah ich sie lächeln. »Das war gut.«

»Abwarten.«

In meine Antwort hinein hörten wir den dumpfen Knall, mit dem die Tür zufiel. Wenig später auch die Stimmen, aber wir bekamen nicht mit, was die Männer sagten.

Ich kroch dem Muldenrand entgegen und schaute darüber hinweg. Es war zwar finster, aber nicht so dunkel, als daß ich den Wagen nicht mehr gesehen hätte. Und ich entdeckte auch die beiden Schatten, die sich auf das Heck des Fahrzeugs zubewegten.

Sellnick blieb davor stehen. Seine Leute hatte er auf die Ladefläche klettern lassen, und sie kehrten auch schon sehr bald zurück, den Sarg vor sich herschiebend. Sie hievten ihn danach an, und Sellnick machte sich ebenfalls nützlich, als er ihn abstemmte.

Jane lag neben mir. Sie schaute ebenfalls zu. Wir hörten beide Sellnicks Worte. »Unser Freund kann zufrieden sein. Bald wird er seine ewige Ruhe haben.«

»Hat er sie nicht jetzt schon, Chef?«

»Aber nicht so gut.«

Die Totenkiste stand vor dem Wagen, und die drei Männer blieben ebenfalls dort stehen.

»Es fehlt nur noch Grundel«, sagte Alvin.

»Halt den Mund und faß an!« Sellnick schien das Thema unangenehm zu sein, also wußte er auch nicht mehr als wir. Das tat mir gut. Daß sich zwei Verfolger auf ihren Fersen befanden, daran dachten sie nicht im Traum. So konnten wir zuschauen, wie Alvin und der Fahrer den Sarg anhoben und in die Richtung gingen, die Sellnick ihnen anzeigte.

Neben mir nahm ich eine Bewegung wahr. Als ich hinschaute, hatte Jane ihren Kopf gedreht. In ihren Augen las ich die Frage, bevor sie diese aussprechen konnte.

»Warte erst mal ab«, flüsterte ich. »Wenn die Männer den Sarg schleppen, kann das Ziel nicht allzu weit von hier entfernt liegen.«

»Das denke ich auch.«

Die drei Männer waren mittlerweile von der Dunkelheit verschluckt worden. Wir konnten es riskieren, uns aufzurichten und hefteten uns

an ihre Fersen.

Den Wald ließen wir zurück. Vor uns breitete sich ein flaches Gelände aus.

Wir näherten uns der kleinen Gruppe nur so weit, daß wir die schwankenden Gestalten sahen, selbst aber bereit waren, schnell zu Boden zu tauchen, sollten sie sich umdrehen.

Das taten sie nicht. Zwei von ihnen hatten genug damit zu tun, den Sarg zu schleppen, während es Sellnick wohl kaum erwarten konnte und vor ihnen herging.

Es war wirklich eine sehr stille Nacht. Die letzten Lücken im Himmel hatten sich wieder geschlossen, und die düsteren Wolken sahen aus, als wären sie durch dicke Pinselstriche gezeichnet worden.

Wir sahen es zugleich und blieben stehen!

Ob sich das Ziel noch sehr weit von den drei Männern entfernt befand, war nicht genau zu erkennen, dem Umriß nach mußte es ein Haus sein. Ein ideales Versteck, um hier Monate zu verbringen, abseits der normalen Straßen. Für Sellnicks Beerdigungen ideal.

Wir hatten angehalten, ließen die anderen weiter vorgehen und folgten ihnen dann.

Es war nicht nur das Haus zu sehen, auch ein hellerer Gegenstand fiel uns auf. Er war nicht so groß wie das Haus und befand sich auch ein Stück vor ihm.

Die drei Typen bewegten sich darauf zu. Nichts konnte sie aufhalten, wir hörten Sellnick sprechen und auch lachen. Er war am Ziel seiner Wünsche angelangt.

»Näher ran?« fragte Jane.

»Ja, aber anders.«

»Wie denn?«

»Wir schlagen einen Bogen.«

»Okay, einverstanden.«

Weiter vor uns stellten die beiden Träger den Sarg ab.

Elohim hatte gesehen, wie die bleiche Hand aus der Erde hervorgekrochen war. Finger wie Würmer, ebenso glatt und sich dabei drehend, als wollten sie irgendein Ziel fassen. Sie streiften den Grabstein, verschwanden für einen Moment in der Erde, drückten sich wieder hoch, und diesmal konnte Elohim die gesamte Hand erkennen, die die Kante des Grabsteins umfaßte. Wahrscheinlich wollte sie sich daran in die Höhe ziehen.

Elohim schwebte über dem Friedhof. Er fürchtete sich, gleichzeitig hatte er Mut gefaßt, denn noch war seine andere Kraft vorhanden, die der schlimmen überlegen war.

Er nahm mit seinen sehr sensiblen Sinnen wahr, daß sich unter ihm auf dem kleinen Friedhof etwas tat, obwohl nichts zu sehen war. Diese bleiche Hand war aus der Erde gekrochen und hatte für Unruhe

gesorgt, und eben diese Unruhe bekam der Schwebende mit.

Da tat sich was.

Die Leichen blieben nicht ruhig.

Sie erwachten…

Eine unheimliche Kraft hielt das Gelände des kleinen Friedhofs umklammert. Es war die brutale Macht des Todes, das Grauen schlechthin, es war der Hunger nach Leben, den diese Gestalten erwachen und schließlich aus der Erde treiben ließ.

Elohim begriff es nicht.

Wahrscheinlich war er noch zu jung. Er konnte auch mit seinen eigenen Kräften nicht richtig fertigwerden, verstand es noch nicht, sie einzuordnen und sie auch so einzusetzen, wie er es für nötig hielt. Er war nur froh, nicht zwischen den Grabsteinen zu stehen und mit ansehen zu müssen, was da passierte.

Die Erde lag nicht mehr ruhig.

Die Kraft aus der Tiefe verstärkte sich. Sie glich einem unsichtbaren Schleim, der sich in die Höhe drängte und den Zuschauer umklammern wollte.

Die erste Hand war geblieben. Sie zuckte einige Male, als wollte sie den Druck der feuchten Erde von einer Schulter abwerfen. Wieder griff sie zu. Totenbleiche Finger umfaßten die Grabsteinkante, hielten sich fest, und die Gestalt in der Erde versuchte, den feuchten Boden zu verlassen.

Nicht nur an einer Stelle geschah das. Auch die anderen waren davon in Mitleidenschaft gezogen worden.

Nahe der Grabsteine konzentrierte sich die Kraft. Dort geriet die Erde in Bewegung. Es entstanden die ersten schmalen Risse, der Boden krümelte teilweise zurück.

Manchmal bewegte sich die Erde wie in Wellen. Grabsteine fingen an zu zittern. Einige kippten um, prallten gegen andere.

Elohim, der Schwebende, sah sie alle. Er war unruhig geworden. Er hielt sich noch oberhalb der Grabsteine, den Blick gesengt, als wollten sich seine Augen in den Boden bohren.

Wann kamen sie? Und woher?

Es war bei der einen Hand geblieben. Ein vorwitziger Zombie versuchte, sich an der Kante des Grabsteins festzuhalten und sich so höher zu hangeln.

Der Junge senkte den Kopf noch tiefer. Es war bei ihm wie ein Zwang, der ihn trieb, denn von unten her strömte etwas hoch. Er erinnerte sich daran, daß er, als er noch nicht seine Kraft eingesetzt hatte, Bilder gesehen hatte.

Szenen, die schrecklich waren, die plötzlich über ihn herfielen, und diese Einbildungen, wie er gedacht hatte, bewahrheiteten sich nun. Da war etwas.

Direkt unter ihm.

Genau in der Erde!

Untotes Leben, das sich zu einer bestimmten Form zusammengefunden hatte. Keine verwesten, modrigen Gestalten, sondern geisterhafte Wesen oder Szenen, die Elohim nicht begriff.

Schreckliche Körper, die unter der Erde hertrieben, als würden sie durch Wasser gleiten. Furchtbare Gesichter, Fratzen, Mäuler, schwammige Augen, grauenhafte Mutationen, die sich aus verschiedenen Tierarten zusammensetzten und Phantasie-Monstren bildeten.

Eine fremde Dimension hatte ihre Tore geöffnet und Elohim einen Blick in dieses Grauen gestattet.

Er sah direkt hinein in das Pandämonium der Kreaturen der Finsternis, und er spürte, daß ihn immer dann besonders stark die Angst überkam, wenn sich die Geschöpfe drehten und ihre Mäuler weit aufgerissen gegen ihn zeigten.

Ihm kam es so vor, als wollten sie jeden Augenblick aus der Tiefe steigen, nach ihm schnappen und ihn verschlingen.

Der Junge zitterte.

Unter ihm, im Boden, glitten die schrecklichen Gestalten lautlos dahin. Sie trieben, sie glotzten, sie bewegten ihre Mäuler, rissen sie weit auf, klappten sie wieder zu, rissen sie auf, und gefährliche Zungen schnellten in die Höhe.

Sie mußten doch die Erde durchbrechen, aber dicht davor zogen sie sich wieder zurück, als wollten sie ihm nur zeigen, daß sie da waren und auf ihn lauerten.

Je mehr Zeit verging, um so stärker fühlte sich der schwebende Junge bedroht. Das hing nicht nur allein mit der Existenz dieser Monstren zusammen, es ging da auch um etwas anderes, das vorhanden war, und das der Junge spürte.

Es war eben die unheimliche Kraft aus der Tiefe, die sich seiner entgegenstellte. Ein gefährlicher Strom, der ihn erfaßte und dabei versuchte, ihn in eine bestimmte Richtung zu drängen. Ein Austausch der Kraft stand bevor.

Er sollte seine verlieren, die anderen sollten ihre noch mehr verstärken.

Elohim wollte weg!

Möglicherweise war ihm dieser Gedanke zu spät eingefallen, es hatte sich nun mal so ergeben. Er mußte verschwinden, er konnte nicht länger über dem kleinen Gräberfeld schweben, weil er nicht stark genug war. Es rächte sich nun, daß er seine Kräfte bisher nicht richtig hatte einschätzen können, dann wäre es ihm möglich gewesen, schon früher diesen Ort zu verlassen.

So mußte er kämpfen!

Elohim verlor!
Sehr deutlich merkte er, wie die Kraft aus dem Friedhof zu ihm hochstrahlte. Es war etwas anderes, es waren unheimliche Mächte, die er bisher in seinem Leben nicht kennengelernt hatte. Es war das kalte Grauen aus den Gräbern, das nach ihm griff und dafür sorgte, daß seine Kraft verlorenging.
Er hatte die eigene Angst noch nie so stark erlebt wie in dieser Zeit des Schwebens. Elohim wußte nicht, wie er sich gegen diese Tatsache wehren sollte. Seine Kraft war einfach zu gering. Er schwebte noch, aber ihm war, als würden unsichtbare Hände aus der Tiefe steigen und an seinen Beinen zerren.
Sie wollten ihn.
Der Friedhof wollte ihn!
Elohim kämpfte.
Noch konnte er sich über den Grabsteinen schwebend halten, auch wenn sein Gesicht durch die ungeheuerliche Anstrengung verzerrt war. Aus seinen Poren war der Schweiß getreten. Er hatte die Haut blank gemacht, er rann in Rinnsalen seinem Kinn entgegen, und Elohim bewegte seine Arme auf sich zu.
Er schaute auf die Hände.
Sie waren so bleich geworden wie die Finger der Leiche, die aus der Erde schauten. Sie hielten noch immer den Grabstein umklammert, aber der Körper zog sich nicht mehr höher. Er blieb unter der braunen Erde verschwunden, die Kraft umklammerte ihn, während Elohim mit Entsetzen feststellte, daß er sank.
Sehr langsam, viel langsamer, als er in die Höhe gestiegen war. Die andere Seite wollte es ihm nicht einfach machen, sie wollte ihn quälen und dafür sorgen, daß er von seiner Niederlage etwas hatte.
Wenn es ein lautloses Schreien gab, dann bei ihm, denn in seinem Körper schrie alles nach Raniel.
Stumme Hilfeschreie, die seinem Vater galten, von dem er sich verlassen fühlte.
Und er sank weiter.
Bewegungen in der Erde, im Boden. Noch immer hielten sich die schrecklichen Gestalten, und sie bewegten sich in einem wirren Tanz. Sie glitten ineinander. Es waren furchtbare Geister mit deformierten Körpern, die, immer dann, wenn sie zusammenkamen, wieder neue Formen annahmen.
Über allem hing das Versprechen des Todes und des Sieges.
Elohim merkte, wie sein linker Fuß die obere Kante eines Grabsteins berührte. Er zuckte zusammen und kam sich vor, als wäre er aus seinen Träumen gerissen worden. Diese Berührung war wie ein Gruß aus einer anderen Welt. Er wußte damit, daß er wieder normal geworden war, daß ihn seine Levitationskraft verlassen hatte.

Auch den Rest der Strecke legte er zurück.
Elohim fiel!
Ein leiser Schrei der Überraschung löste sich dabei aus seinem Mund. Er prallte mit der Hüfte gegen einen Stein, drehte sich, knickte dann ein, als er den Boden berührte.
Der Junge fiel hin.
Die Erde war weich, zu weich für seinen Geschmack, und wieder überkam ihn der Eindruck, als wären zahlreiche Hände dabei, nach ihm zu greifen. Er wälzte sich auf die Seite, kroch ein Stück vor und merkte, wie schwer ihm diese Bewegungen fielen, denn wieder stand die Urkraft dämonischer Wesen gegen ihn.
Sie wollten ihn. Ihr Reich wartete auf den Jungen, und das wußte Elohim genau.
Noch war er in der Lage, sich zu bewegen. Er besaß nur nicht mehr die Kraft, sich auf die Füße zu stemmen, und so blieb ihm nichts anderes übrig, als über den Totenacker zu kriechen, in der Hoffnung, ihm doch entfliehen zu können.
Elohim umrundete einen schief stehenden Grabstein. Mit dem Bein schabte er über die Kante hinweg, er zog das linke nach, dann war das rechte wieder an der Reihe, doch das schaffte er nicht mehr.
Etwas hielt ihn fest.
Kalte Knochen umklammerten ihn am Gelenk. Elohim erstarrte. Er konnte es nicht glauben, sein Körper fror ein, er zerrte sein Bein vor, und auch das gelang ihm nicht.
Die Totenklaue hielt eisern fest!
In diesem Augenblick wußte der Junge, daß er verloren hatte. Die Kraft der uralten Kreaturen war stärker gewesen, und er hob mit einem verzweifelten Ruck den Kopf.
Seine Augen waren weit geöffnet. Sie wirkten wie Kugeln, die in den Höhlen lagen. Er starrte in die Dunkelheit, wo sich etwas bewegte.
Zugleich hörte er Stimmen.
Elohim vergaß die Totenklaue.
Die Stimmen hatten ihn aufgeschreckt. Er drückte den Kopf noch weiter hoch, ließ Sekunden vergehen, und aus der Dunkelheit schälten sich die Gestalten hervor wie Gespenster, die allmählich Fleisch und Blut annahmen.
Es waren drei Männer.
Einer ging normal, die zwei anderen schritten hinter ihm her. Und sie trugen einen Sarg.
Es war eine makabre Prozession, doch darauf achtete der Junge nicht so sehr. Er spürte sehr deutlich das Fluidum des Grauens, das ihm entgegenfloß. Es stammte von der Gestalt, die die kleine Gruppe anführte. Als hätte der Tod einen menschlichen Körper bekommen…

***

Henry O. Sellnick war zufrieden. Seine Augen leuchteten. Er hatte es geschafft. Es gab nichts mehr, was ihn noch daran hindern konnte, richtig durchzugreifen. Es war letztendlich doch planvoll gelaufen, und sie hatten den Friedhof erreicht.

Schon Minuten zuvor hatte er die Friedhofs-Aura gespürt, nach der er sich so sehnte. Es war der Schrecken an sich, diese lautlose Botschaft, die ihn traf und dabei tief in seine Seele drang. Sie füllte sie aus, sie machte ihn happy, und Sellnick fühlte sich wie unter Brüdern.

Sein Gesicht bebte. Unter der Haut lag das Brennen, als hätte dort jemand Säure verteilt. Zwar sah er noch so aus wie immer, tatsächlich aber war er zu einer anderen Person geworden, die durch die Kühle der Nacht glitt. Bei jedem Schritt glaubte er zu gleiten, ohne den Boden zu berühren. Er hatte regelrecht aufgetankt. Die Nähe des Friedhofs verlieh ihm eine ungeheure Kraft, die er nie mehr in seinem Leben missen wollte.

Seine beiden Helfer waren ihm in diesen Sekunden völlig egal geworden. Für ihn galt nur, das richtige Ziel zu finden und dort alles in die Wege zu leiten.

Er schob sich zwischen den ersten Grabsteinen hindurch. Das Brennen unter seiner Haut war geblieben. Feuer hatte das Blut in seinen Adern abgelöst. Es tanzte, es brannte, es loderte, es strahlte mit seinen Armen in den Kopf des Mannes hinein, der sich geduckt hatte, die ersten Grabsteine ignorierte, um den Platz zu erreichen, den er für die Beerdigung vorgesehen hatte.

Auf halbem Wege aber stoppte er.

Für einen Moment blieb er noch in seiner geduckten Haltung, als hätte ihn jemand eingefroren, dann richtete er sich langsam auf, und sein Gesicht nahm einen starren Ausdruck an.

Etwas stimmte nicht in seiner Umgebung. Es war zu einem Störfaktor geworden, über den er sich ärgerte. Er hatte sich vorgestellt, wie er den Friedhof vorfinden wollte, nur war das nicht eingetreten oder nur zum Teil, denn irgendwo lauerte das Fremde.

Er schaute sich um.

Sah nichts.

Dann hörte er das Geräusch. Es klang wie ein Zischen.

Mit zwei langen Schritten hatte er die Gestalt erreicht und schaute aus seinen kalten, gefühllosen, dunklen Fischaugen auf die Gestalt des Jungen nieder.

Der hatte ihn ebenfalls gesehen und hob den Blick.

Henry O. Sellnick fing an zu grinsen. Es war das stumme Versprechen zum Mord…

***

Jane und ich hatten in der Dunkelheit den berühmten Bogen

geschlagen, um das Ziel von einer anderen Seite zu erreichen. Und wir hatten zugesehen, daß man uns nicht entdeckte, denn jetzt aufzufallen, wäre fatal gewesen und hätte unsere Pläne über den Haufen geworfen.

An der Hauswand blieben wir stehen, und Jane ließ ihre Handfläche darüber hinweggleiten.

»Holz«, flüsterte sie.

»Das ist hier üblich.«

Sie hob die Schultern. Wartete, bis sich ihr Atem beruhigt hatte, während ich mich umschaute.

Vor uns lag ein Stück Vorgarten, der dort endete, wo eine Hecke ihn eingrenzte, die in ihrer Mitte allerdings ein hell gestrichenes Tor besaß. Dahinter befanden sich einige Grabsteine, dort lag der Friedhof, den wir nur schwach auf unserem Weg gesehen hatten, meiner Ansicht nach aber eine entscheidende Rolle spielte, weil Sellnick diese Leiche unter die Erde bringen wollte.

Soviel wir erkennen konnten, bewegte sich dort noch nichts. Also waren wir schneller gewesen, und ich überlegte mir, ob wir auf dem Friedhof unser Versteck suchen sollten.

Jane hatte anderes vor. Sie schlich auf die Tür zu, blieb dort für einen Moment stehen, um sich umzuschauen, bevor sie die Hand auf die Klinke legte und die Tür öffnete.

»John!« zischelte sie.

»Ich komme.«

Wie ein Schatten huschte ich auf die von Jane offengehaltene Haustür zu und schaute, ebenso wie sie, in die Finsternis des leeren Hauses. Die große Diele lag wie ein breiter Tunnel vor uns. Wir sahen nur schwach den Umriß eines alten Kachelofens und ebenso schwach den Aufgang einer Treppe.

Nichts wies darauf hin, daß jemand in diesem Haus wohnte. Jane Collins bewegte sich langsam durch den Flur, und sie versuchte dabei, die Schrittgeräusche so weit wie möglich zu dämpfen.

Vor der Treppe blieb ich stehen.

»Willst du hoch?«

»Wenn du mitgehst.«

Ich hob die Schultern. »Ich denke, wir sollten das Haus hier in Ruhe lassen. Wenn mich nicht alles täuscht, befindet sich außer uns niemand mehr hier.«

»Für dich ist der Friedhof wichtiger, denke ich mal.«

»Richtig.«

Jane hob die Schultern. »Okay, wie du willst. Allein bleibe ich auch nicht zurück.«

Ich hatte bereits die Tür geöffnet und warf einen scheuen Blick ins Freie.

Es gab keine Veränderung. Ich sah das Tor, ich sah den dunklen Wall der Hecke, aber ich hörte jenseits dieser natürlichen Mauer entsprechende Geräusche. Das konnten Stimmen sein, unter die sich die Trittgeräusche mischten.

Sellnick und seine Helfer hatten den Friedhof erreicht!

Ich atmete tief durch, und irgendwo fühlte ich mich auch bestätigt. Wir hatten richtig kalkuliert, und Jane Collins reagierte wie aufgeputscht, als sie mich stehenließ und auf das Tor zueilte. Ich lief ihr nach und blieb erst stehen, als wir beide das Ziel erreicht hatten.

»He, was ist los?«

»Willst du nicht auf den alten Totenacker?«

»Okay, aber…«

»Wir müssen hin, John.« Sie deutete mit dem Zeigefinger auf sich. »Und ich werde den Lockvogel spielen.«

»Wie bitte?«

»Ich habe schon einen Plan. Ich werde sie überraschen. Ich betrete den Friedhof und setze mich auf einen der Grabsteine.« Sie lächelte mich scharf an. »Ich spiele denen eine Figur vor.«

»Was willst du damit erreichen?«

»Ich will sie aus der Reserve locken. Ich will, daß sie vor Staunen umkippen. Wenn die Überraschung sie in den Klauen hält, dann bist du an der Reihe.«

Ich überlegte noch und wollte ihr sagen, daß es zu gefährlich war, aber was sich die Detektivin einmal in den Kopf gesetzt hatte, führte sie auch durch.

Die Scharniere quietschten leise, als Jane das Tor öffnete. Sie huschte hindurch, duckte sich sofort und verschwand zwischen den Grabsteinen.

Ich achtete nicht mehr auf sie, denn mir war etwas anderes aufgefallen. Stimmen waren an meine Ohren gedrungen.

Sellnicks Stimme kannte ich.

Die andere auch - oder…?

Es war nicht die Stimme eines Erwachsenen. Sie mußte einem Kind oder einem Jugendlichen gehören, und Sekunden später fiel es mir wie Schuppen von den Augen.

Jetzt wußte ich, mit wem Henry O. Sellnick sprach.

Mit Elohim!

***

Sellnick starrte auf den Jungen nieder, und er konnte seine Freude kaum unterdrücken. Dank einer zweiten Existenz spürte er, daß dieser Junge etwas Besonderes war, auch wenn er aussah wie ein normales Kind in seinem Alter. In ihm war trotzdem etwas begraben, das andere Kinder oder Menschen nicht besaßen, und es war genau diese Kraft

oder Macht, die für Sellnick so interessant war.

Er beugte sich noch tiefer und faßte Elohim an. Die Spitzen seiner Finger strichen wie kalte Eiswürfel über die Haut des Jungen, als wollten sie prüfen, ob sie warm und mit Leben erfüllt war. Ein bösartiger Ausdruck zeichnete das Gesicht des Mannes. In den Augen funkelte der kalte Glanz des Todes.

Seine beiden Helfer hatten den Sarg abgestellt und warteten in respektvoller Distanz. Sie spürten, daß sie ihren Chef nicht stören durften, denn was in seiner Nähe geschah, würde auch ihre Zukunft bestimmen.

Sellnick zog seine Hand zurück. »Wer bist du?« fragte er zischelnd. »Wer? Sag mir deinen Namen!«

»Elohim…«

Sellnick überlegte. Er drückte seinen Körper zurück und tat so, als käme er mit dieser Antwort nicht zurecht. »Elohim… Elohim…«, murmelte er. »Es ist ein seltsamer Name, einer, der mir gar nicht gefällt.«

»Warum nicht?«

»Er klingt so alt, verstehst du?«

»Das ist er auch.«

Sellnick verengte die Augen. »Zu alt für mich.« Er blähte seine Nasenlöcher auf wie ein Pferd die Nüstern. »Ich mag es nicht, wenn ich zu alte Namen höre.«

»Warum?«

»Warum?« wiederholte er und leckte dabei seine sowieso schon feuchten Lippen. Die Zunge sah aus wie ein breiter, poröser Schlauch. »Ich will dir den Grund sehr gern sagen. Ich hasse diese alten Namen, denn sie sind mir zu biblisch.«

Elohim schwieg.

»Hast du gehört?« Er packte den Jungen an den Schultern und schüttelte ihn durch.

»Ja, ich weiß es.«

»Gut, sehr gut!« sagte Sellnick. »Jetzt will ich nur noch von dir wissen, wer dir den Namen gegeben hat. Ich merke genau, daß es nicht nur der Name ist, der mich reizt. Es ist auch deine Person, in der etwas gegangen ist, das mir noch weniger paßt. Du bist ein Feind, ich weiß es. Wer gab dir diesen Namen.«

»Die Eltern…«

»Gut, schon die Hälfte.« Sellnick sprach und schlürfte dabei. Seltsamer Speichel sprühte von seinen Lippen. Es war ein stinkendes widerliches Zeug. »Ich will die Namen wissen…«

»Du wirst sie nicht kennen.«

»Sag sie!«

Elohim hätte die Namen ganz locker aussprechen können, das aber

tat er nicht. Er brachte sie kaum über die Lippen, und nur ein Murmeln drang dem Fragenden entgegen. »Raniel ist mein Vater.« Mit Schrecken dachte der Junge an ihn, der ihn so verlassen. Seine Stimme wurde noch leiser. »Meine Mutter war Lilith.«

So leise er auch gesprochen hatte, Sellnick hatte ihn trotzdem verstanden. Er riß die Arme halbhoch, erschien zu erstarren, und hinter der Haut in seinem Gesicht zeichnete sich plötzlich eine grellgrüne Farbe ab, die sich auch in seinen Pupillen einnistete und dort wie Feuer funkelte. »Lilith, die Hure des Himmels? Die Geliebte Luzifers, unseres Schöpfers?«

Der Junge nickte.

Sellnick riß den Mund weit auf. »Ja, das ist richtig, das ist wunderbar. Lilith, die große Hexe, die erste, eine, die auf unserer Seite steht. Oder nicht?«

»Ich weiß es nicht.«

»Doch, sie steht auf unserer Seite. Wenn sie deine Mutter ist, gehörst auch du zu uns.« Er kicherte.

»Dann wirst auch du dich gegen die anderen stellen. Ich bringe dich schon dazu. Ich weiß nicht, ob ich dich töten werde, ich hatte es vorgehabt, aber jetzt, wo ich weiß, wer du bist, überlege ich es mir.« Er trat einen Schritt zurück. »Steh auf!«

»Nein!«

»Hoch!«

»Ich kann nicht!«

Sellnick war irritiert. »Warum nicht?«

»Da hält mich was fest!«

Er wollte es zuerst nicht glauben, bis er den Fuß des Jungen sah. Um den rechten Knöchel hatten sich die Finger einer Totenklaue geklammert, als wären sie eine Zange. Die Klaue schaute aus dem Grab hervor und ein Teil des Unterarms ebenfalls.

Sellnick überkam die Wut. Es war nicht falsch, daß dieses Wesen das Grab verlassen wollte, aber in seine neuen Pläne paßte es einfach nicht hinein. Er hatte vorgehabt, einen Austausch durchzuführen.

Der Tote, der bisher noch in seinem Sarg lag, hätte seine letzte Ruhestätte dort finden sollen, wo die Hand der Kreatur aus dem Boden ragte. Doch Elohims Geständnis hatte alles gedreht. Die Kreatur sollte bleiben, wo sie war, zumindest so lange, bis Sellnick alles gerichtet hatte. Sie würde schon neue Nahrung erhalten.

Er trat gegen die Knochen.

Das Brechen hörte er sehr genau. Es klang, als wären kleine Zündhölzer zerknackt worden. Die Hand fiel nicht ab, sie zuckte nur noch, dann verschwand sie wieder.

Elohim hatte zugeschaut. Er war froh, sich wieder normal bewegen zu können, aber er kam mit dieser Sache einfach nicht zurecht. Für

ihn gab es keinen Grund, so zu handeln, und das sagte er auch dem Mann mit dem Zopf.

»Du willst wissen, warum ich das getan habe?«

»Ja.«

»Ich habe meine Pläne geändert. Ich will einfach nicht, daß gewisse Dinge so laufen, wie ich es geplant habe.« Er breitete die Arme aus, als wollte er Elohim umfangen. »Mit dir habe ich nicht gerechnet, aber ich spürte sofort, daß du etwas Besonderes bist. Ich lasse die Kreatur in der Tiefe der Erde liegen, ich werde keinen Austausch mit der Leiche vornehmen. Dieses Geschäft ist für mich zunächst gestorben, denn ich habe andere Pläne, in denen du eine besondere Rolle spielst.« Er streckte dem Jungen seinen rechten Arm entgegen. »Komm her zu mir. Steh auf, ich will dich behalten. Wir werden ins Haus gehen und gemeinsam reden. Vielleicht treffen wir dort meinen Freund Rabanew, der hier den Friedhof gehütet hat.«

»Den treffen wir nicht mehr.«

»Warum nicht?«

»Er ist vernichtet.«

Es fiel Sellnick schwer, dieses Geständnis zu begreifen. Er mußte schlucken und hatte das Gefühl, als würde Eiswasser durch seine Adern strömen.

»Wir treffen ihn nicht mehr, sagtest du?«

»So ist es.«

Sellnicks Augen weiteten sich. Dabei veränderten sich auch die Pupillen, und der Junge hatte das Gefühl, in fremde Welten zu starren. Er wollte etwas sagen, aber die Worte blieben ihm im Hals stecken. »Sag nicht, daß du es getan hast.«

»Doch, das habe ich.«

»Du hast ihn vernichtet?«

»Ich war stark!« flüsterte Elohim.

Sellnick verzog den Mund. »Das mag sein, aber ich bin stärker, verstehst du das?«

Der Junge hob die Schultern. »Vielleicht bist du stärker als ich. Aber nicht so stark wie mein Vater. Wenn er hier erscheint, wird er alle vernichten, die in dieser unheiligen Erde begraben sind. Er haßt die Kreaturen der Finsternis, und ich hasse sie auch. Ich habe meine Mutter vergessen. Ich stehe nicht mehr auf ihrer Seite, ich schwanke auch nicht mehr zwischen dem Licht und der Dunkelheit. Ich habe mich für die andere Seite entschieden, zu der du nicht gehörst.«

»Das ändert alles.«

»Ich weiß.«

»Dann wirst du hier deinen Tod finden. Ich kann es nicht zulassen, daß ich von Feinden umgeben bin, auch wenn du nur allein bist. Ich werde dich hier töten und auch hier begraben. Für dich wird ein

anderer freikommen, denn so sehen es die Gesetze vor. Ich habe diesen Austausch ermöglicht, ich werde ihn fortführen, denn es gibt niemand, der mich aufhalten könnte.«

»Meinst du das wirklich, Sellnick?«

Der Beerdigungsunternehmer schrie vor Überraschung auf und fuhr herum.

Was er sah, wollte er kaum glauben.

Auf einem der gekippten und schräg stehenden Grabsteinen hockte die Blonde aus dem Zug…

***

»Jane Collins!« brüllte er.

Die Detektivin nickte. »Ja, du hast richtig geschaut. Ich bin es tatsächlich!«

Sellnick konnte es noch immer nicht fassen. Er bewegte sich nicht, sein Blick galt einzig und allein dieser Person, die so locker auf der grauen Grabplatte hockte. Sie hatte die Beine angezogen, das halblange Haar nach hinten gekämmt, und ihr Gesicht sah aus, als wäre es aus poliertem Marmor.

Es schimmerte bleich in der Finsternis, nur die Augen waren dunkler.

Elohim wußte ebenfalls nicht, was er sagen sollte. Er war zumindest ebenso überrascht wie Sellnick.

Im Gegensatz zu ihm allerdings konnte er mit Jane nichts anfangen, aber er spürte, daß sie und der Mann Feinde waren.

»Wo kommst du her?«

»Ich bin da. Nur das ist wichtig.«

»Und was willst du?«

»Den Jungen!«

»Von mir, nicht wahr? Ich soll ihn einfach hergeben - oder?«

»Das hatte ich mir gedacht.«

Sellnick wußte nicht, was er sagen sollte. So etwas war ihm noch nie vorgekommen. Er sah es als eine Unverfrorenheit an, und innerlich erstickte er fast an seiner Wut. »Nein, der gehört mir. Ich habe ihm den Tod und auch das Grab versprochen. Jeder, der mich stören will, muß damit rechnen, zu sterben. Auch du!«

Jane ließ sich nicht beirren. »Komm zu mir, Elohim. Ich weiß, wer du bist. Wir haben einen gemeinsamen Freund, und der hat mir von dir berichtet. Du kennst doch John Sinclair, nicht wahr?«

Elohim staunte. »John…?« keuchte er, »*der* John Sinclair?«

»Ja, *der!*«

»Ist er hier?«

Jane kam nicht mehr dazu, ihm eine Antwort zu geben, denn Sellnick mischte sich ein. »Alvin!« brüllte er. »Alwin! Töte sie!« Um nicht in der Schußlinie zu stehen, bewegte er sich zur Seite und gleichzeitig

nach hinten weg.

Alvin hatte bisher neben dem Sarg gestanden, wie auch der Fahrer. Er kam nicht mehr mit dem zurecht, was sich hier abspielte, aber er wußte, in wessen Sold er stand.

Der Fahrer war völlig von der Rolle. Totenbleich wie er war, erinnerte er mehr an ein Gespenst, als an einen Menschen.

»Alvin! Los, töte sie!«

Nach dem zweiten Ruf duckte sich der Angesprochene, hatte aber kapiert. Seine Hand zog die Waffe hervor. Er stand ziemlich weit weg. Um in der Dunkelheit ein genaues Ziel zu bekommen, mußte er sich auf die Frau zubewegen.

Auch Sellnick blieb nicht stehen. Für ihn war es wichtig, an den Jungen heranzukommen.

Elohim hätte einfach gewarnt sein müssen, er hatte zu lange gewartet. Als er die Bewegung neben sich spürte, war es zu spät. Sellnick riß ihn zu sich heran und preßte den Jungen eng gegen seine Gestalt. Es lief alles in einer unwahrscheinlich kurzen Zeit ab, und in dieser Spanne zeigte er zum erstenmal sein wahres Gesicht. Hinter dem normalen schob es sich hervor, es flammte förmlich auf, die Konturen zuckten, sie liefen durcheinander, sie bildeten Fratzen, und Elohim, der mit dem Rücken zu diesem schrecklichen Gesicht stand, spürte nur die Hitze, die von den Händen ausging, die ihn umklammerten.

Hände?

Er blickte hin und stellte mit Entsetzen fest, daß es keine Hände waren.

Klauen, grau wie Asche, bewachsen mit fürchterlich langen Nägeln hatten sich in seine Kleidung und auch in sein Fleisch hineingeschlagen. Eisern hielten sie ihn fest, und Elohim sah keine Chance, sich von diesen Griffen zu befreien.

Dafür schaute er zu, was Alvin machte. Er mußte den Befehl seines Chefs ausführen. Tat er es nicht, dann war er verloren. Und deshalb stürmte er auf Jane Collins zu, die ihren Platz auf dem Grabstein nicht verlassen hatte.

Sie ließ ihn kommen.

Nur ihre rechte Hand bewegte sie, denn ihr war eingefallen, daß im Gürtel eine Ersatzwaffe steckte.

John hatte Grundels Revolver gefunden und ihn ihr gegeben.

Hier wurde kein Western gedreht, hier waren keine Kunstschützen erschienen, um jemand aus dem Weg zu räumen. Deshalb konnte Alvin während des Laufens auch nicht schießen. Er hätte alles getroffen, nur nicht sein großes Ziel.

Jane hatte es da besser.

Sie streckte den Arm aus.

Sie stützte ihre Schußhand mit der anderen ab. Für sie sah es aus, als würde sich ein Schatten aus dem Dunkel der Nacht lösen und wie ein Irrwisch auf sie zurennen.

»Laß es!« schrie sie.

Alvin rannte weiter. Er keuchte und fluchte zugleich, weil ihm die Grabsteine oft genug im Weg standen und er sich an ihnen vorbeidrängen mußte.

Jane feuerte.

Der Revolver war für sie nicht gemacht. Eine ungewohnte Waffe, deshalb traf sie auch nicht.

Alvin schoß zurück.

Die Kugel wischte über die Kante eines Grabsteines, aber nicht Jane Collins, die noch einmal zielte.

Wieder fiel ein Schuß.

Diesmal aus einer anderen Waffe, wie am Klang sehr genau zu hören war. Eine Beretta, eine Pistole, und Alvins Lauf wurde mitten in der Bewegung gestoppt.

Er riß die Arme hoch.

Ein gellender Schrei löste sich aus seinem Mund. Dann drehte er sich, blieb aber auf den Beinen und taumelte mit kurzen Schritten auf einen Grabstein zu, der für ihn so etwas wie ein Rettungsanker war, den er mit beiden Armen umfaßte.

Seine Pistole rutschte ihm aus den Fingern. Sie blieb neben dem Grabstein liegen. Er aber klammerte sich noch fest. Es war plötzlich still geworden, denn auch die Echos der Schüsse waren nicht mehr zu hören. Nur das laute Atmen des Mannes, der nicht einsehen wollte und konnte, daß er verloren hatte.

Noch hielt er sich.

Sekunden vergingen.

Alvin und der gesamte Totenacker lagen plötzlich unter einer Eisschicht, die alles eingefroren hatte.

Es ging intervallartig.

Seine Knie gaben nach.

Die Hände fanden nicht mehr den richtigen Halt. Er schlug noch gegen den Grabstein wie in einem Krampf, dann lösten sich die Arme, und er kippte nach hinten.

Auf dem Rücken blieb er liegen!

Erst jetzt atmete Jane auf, und dann noch einmal, als sie meine Stimme hörte.

»Da bin ich eben um eine Kugel schneller gewesen…«

***

Das stimmte auch, denn ich hatte im allerletzten Moment eingegriffen. Es war mir einfach zu risikoreich gewesen, trotz allem

hätte Alvin Jane auf dem Grabstein sitzend erwischen können, denn dort hatte sie einfach ein zu gutes Ziel abgegeben.

Ob Alvin tot war, wußten wir nicht. Er lag neben dem Grabstein, ohne sich zu rühren. Seine Gestalt wirkte so, als hätte sie sich in der feuchten Erde festgekrallt.

Das Problem gab es nicht mehr, dafür war ein anderes aufgetaucht. Und das hieß Elohim.

Sellnick hatte ihn in seiner Gewalt. Es sah nicht so aus, als sollte sich dies in den nächsten Sekunden ändern, denn er hielt ihn mit beiden Armen fest und so hart gegen sich gedrückt, daß er keine Chance bekam, sich aus dieser Umklammerung zu lösen.

Sellnick stand hinter ihm. Er überragte ihn auch, und wir beide sahen, was aus ihm geworden war.

Zudem hatten wir das Gefühl, als wäre er noch dabei, sich zu verwandeln.

Er zeigte sein wahres Gesicht!

Das menschliche war völlig verschwunden. Sellnick sah aus, als hätte er sich eine Maske übergestreift, die an Abstrusem und Widerlichkeiten nicht mehr zu überbieten war.

Er war die perfekte Reinkarnation einer Kreatur der Finsternis. So wie er sahen im Prinzip alle Urdämonen aus, denn die Häßlichkeit sollte das abgrundtief Böse ausstrahlen.

Sein Gesicht bestand aus mehreren Teilen, die von innen leuchteten und deshalb so gut zu erkennen waren. Aus seinen beiden Wangen schauten zwei Mäuler hervor. Das rechte erinnerte mich an das Maul eines Fisches, das linke an die weit geöffnete Schnauze eines zähnefletschenden Gorillas, und auch in der Mitte, wo sich normalerweise sein Mund befand, war ebenfalls ein Maul zu sehen.

Ein tierisches Etwas, widerlich in seiner Form, vorgeschoben und gleichzeitig plattgedrückt, als hätten sich Schwein und Wolf gekreuzt.

Auch dieses Maul stand weit offen. Dampfschwaden drangen aus ihm hervor und zischten leise. Die Zähne hatten sich in einem mörderischen Gebiß zusammengefunden. An ihren Enden waren sie spitz angefeilt worden und sahen aus, als warteten sie auf ihre Beute.

Auch die Arme konnten nicht mehr zu einem Menschen gehören, denn derartige Krallen paßten zu einem Ungeheuer. Die Spitzen der Finger hatten sich in Nägel verwandelt, und sie waren wie kleine Dolche in die Haut des Jungen gefahren.

Jane und ich taten nichts.

Wir warteten, denn auch die Kreatur der Finsternis wartete ab. Sie wollte uns wahrscheinlich Gelegenheit geben, alles genau aufzusaugen und nichts auszulassen.

Ich hatte mich während des Schusses hinter dem Grabstein aufgehalten und drückte mich nun höher.

Janes zischelnde Stimme erreichte mein Ohr. »Was willst du tun, John?«
»Im Moment nichts.«
»Kommen wir überhaupt an den Jungen heran?«
»Keine Ahnung.«
»Nimm dein Kreuz!«
»Klar, das werde ich auch.« Mein Lachen klang leise. »Aber ich stehe der Kreatur nicht allein gegenüber. Wenn Sellnick merkt, was ich vorhabe, wird er sofort reagieren und versuchen, Elohim zu töten. Das können wir auf keinen Fall zulassen.«
»Er wird es so oder so tun.« Jane preßte für einen Moment die Lippen zusammen, bevor sie weitersprach. »Weißt du, ich habe immer gedacht, daß er einen besonderen Vater hat, der gleichzeitig auch sein Schutzengel ist. Aber wo, zum Henker? Wo steckt er?«
»Keine Ahnung.«
»Eben. Auf diesen Raniel ist auch kein Verlaß.«
Während Jane sprach, hatte ich Sellnick und auch seine Geisel nicht aus den Augen gelassen und meine Hand sehr behutsam bewegt. Ich wollte und mußte das Kreuz haben, denn nur damit konnte ich diese Urkraft zerstören. Unter dem Zeichen des Kreuzes war einmal das Böse besiegt worden, und das sollte auch so bleiben.
Urplötzlich war es mit der Ruhe vorbei.
Da bewegte sich der Mann, der einmal ein Mensch gewesen war und Sellnick geheißen hatte.
Er ging vor und schob Elohim ebenfalls weiter. Noch waren sie so dicht zusammen, daß ich mich einfach nicht traute, etwas zu unternehmen. Ich mußte abwarten und auf einen Fehler seinerseits hoffen. Zudem wußte ich etwas über den Jungen. In ihm existierten Kräfte, die durchaus in der Lage waren, denen eines Henry O. Sellnick Paroli zu bieten, aber in diesem Fall schienen sie den Jungen verlassen zu haben, denn er tat nichts, um etwas an seinem Zustand zu ändern. Er konnte es nicht, er wurde vorgeschoben und machte den Eindruck einer Person, die längst aufgegeben hatte.
»Laß ihn los!«
Es war ein erster Versuch, etwas zu ändern, aber daran dachte die Kreatur nicht im Traum. Obwohl sich ihr Gesicht verändert hatte, war sie in der Lage, sprechen zu können, auch wenn die Worte blubbernd aus ihrem Maul flossen.
»Er ist fast wie ich. Aber er will nicht an meiner Seite bleiben. Deshalb werde ich ihn töten müssen, und ich werde auch euch töten, verdammt noch mal!«
»Versuche es! Laß den Jungen frei. Ich stelle mich gern als Geisel zur Verfügung.«
»Du?« brüllte er.

»Ja, genau. Schau her, dann kannst du erkennen, daß ich es ehrlich meine.« Ich spreizte meinen rechten Arm vom Körper ab und schleuderte die Beretta weg.

»Bist du verrückt, John?« keuchte Jane.

»Nein, nur etwas.«

Sellnick hatte es gesehen. Er ging weiter auf uns zu, Elohim eng an sich gepreßt. »Es hat alles keinen Sinn«, sagte er blubbernd, und sein häßliches Maul vorn bewegte sich hektisch. »Es hat überhaupt keinen Sinn. Ich brauche eure Leichen, und mit ihm fange ich an!«

Er hatte den Jungen gemeint, und ich wußte, daß es ihm verdammt ernst war.

Ich maß die Distanz zwischen ihm und mir ab. Konnte ich es schaffen, an ihn heranzukommen?

War ich schneller als er? Die Kugel würde nicht ausreichen, aber das Kreuz.

In dieser Sekunde, in der ich noch überlegte, trat etwas völlig anderes ein.

Hinter mir strahlte ein Licht blendend auf. Ich sah nur den Widerschein, der fast bis zu uns reichte, und dann hörte ich die Stimme durch die Dunkelheit der Nacht hallen.

»Hast du deinen Vater wirklich vergessen, Elohim…?«

***

Mit dem Erscheinen des Gerechten hatte keiner von uns mehr gerechnet. Ich hatte wohl an ihn gedacht und irgendwie auch erwartet, daß er an- oder eingriff, aber dieses so schnelle Erscheinen hatte uns doch geschockt. Im ersten Moment war ich mir vorgekommen, als hätte mir jemand mit einem Hammer vor die Stirn geschlagen.

Hinter uns die Stimme, hinter uns der Gerechte, aber vor uns die Kreatur der Finsternis mit der Geisel.

Ich wollte natürlich beide sehen, was aber nicht möglich war, denn hinten hatte ich keine Augen. Es gab nur die Möglichkeit, indem ich mich zur Seite drehte und somit nach links und nach rechts schauen konnte.

Raniel stand relativ weit von uns entfernt. Er hatte seinen Platz auf dem Dach des Hauses gefunden, wo es einen kleinen Vorbau gab, der ihm als sicherer Standort diente.

Dort stand er wie ein Denkmal, aber er war nicht allein, denn ebenso wie Sellnick hatte auch er sich eine Geisel genommen, und die kannten wir sehr gut.

Es war der blonde Killer, der auf den Namen Grundel hörte!

Raniel hielt ihn vor sich, und er hatte ihn gepackt wie eine Katze. Die linke Hand umkrallte den Nacken des Mannes. In der rechten Hand

hielt der Gerechte das gläserne Schwert, dessen Spitze schräg auf den alten Totenacker wies.

Ich wußte, daß es eine besondere Waffe war. Und mir war auch klar, daß ihr Grundel nichts hatte entgegensetzen können. Er war vorher nicht in der Lage gewesen, sich zu wehren, und er tat dies jetzt auch nicht. Woher das Licht stammte, sah ich nicht. Es mußte irgendwo hinter Raniel brennen oder ging von ihm selbst aus, denn es war durchaus möglich, daß auch sein Körper leuchtete.

Auch mit Elohim ging eine Veränderung vor. Er stand zwar noch immer im Griff des Henry 0. Sellnick, aber er war zusammengezuckt, ohne jedoch eine Chance zu bekommen, sich befreien zu können, denn der Griff war härter geworden.

Nichts geschah.

Sekunden verstrichen.

Neben mir atmete Jane stöhnend aus und schüttelte dabei den Kopf. »Ich packe es nicht, es ist einzigartig, aber es ist leider noch nichts gewonnen, John.«

»Da sagst du was!«

Elohim meldete sich. Seine Stimme klang laut, aber ein wenig zaghaft. »Vater…?«

»Ich stehe hier, mein Sohn, und ich bin gekommen, um dich zu mir zu holen!«

Mit diesen Worten war er genau in Henry O. Sellnicks Messer gelaufen. »Was willst du?« brüllte dieser. »Du willst ihn zu dir holen? Wie denn?«

»Du wirst ihn mir geben.«

»Ja, ich gebe ihn dir. Aber ich werde dir einen toten Jungen vor die Füße werfen. Das hier ist mein Gebiet. Es ist mein Friedhof. Es ist die Insel der uralten Dämonen. Hier warten sie auf ihre Befreiung. Hier werden sie der Erde entsteigen, um in die Welt zu gehen. Hier befindet sich ihr Reservoir. Für jede Leiche, die ich hier beerdige, kommt eine der Kreaturen frei. Ich habe mein Geschäft nicht aufgebaut, um es von dir zerstören zu lassen. Der Sieger bin ich, und ich halte den Trumpf in der Hand.«

»Was habe ich denn?« rief Raniel mit lauter Stimme. »Ist Grundel nicht auch dein Freund?«

»Er ist ein Vasall, ein Nichts. Er ist ein Mensch und keine Kreatur aus der Urzeit. Ich brauche ihn nicht mehr. Du kannst mit ihm machen, was du willst, aber deinen Sohn bekommst du von mir nur als Leiche.«

»John, das geht nicht gut aus«, flüsterte Jane Collins. »Das kann nicht gutgehen.«

»Warum nicht?«

»Elohim wird sterben, wenn sein Vater nicht auf die Bedingungen eingeht.«

»Nein, nicht bei Raniel.«
»Du willst ihn nicht freilassen?« rief er über den Friedhof hinweg.
»So ist es.«
»Da, hier hast du ihn!«
Was im nächsten Augenblick geschah, damit hätten wir beide nicht gerechnet. Jane war ebenso erstaunt wie ich. Ich bekam mit, wie sie sich neben mir versteifte, da aber hatte Raniel seine Geisel bereits angehoben, so daß sie mit beiden Füßen über dem Boden schwebte und noch immer in seinem Griff hing. Allein diese Tatsache zeigte von seiner übermenschlichen Kraft und Stärke.
Der linke Arm zuckte vor.
Grundels Körper bewegte sich wie der einer Puppe. Er fing an zu schreien, als er im hohen Bogen auf den Friedhof zusegelte. Raniel hatte ihn so kräftig geschleudert, daß die sich überschlagende Gestalt den Vorgarten passierte, das Tor und die Hecke ebenfalls, und ähnlich einer Marionette, der die Bänder durchgeschnitten worden waren, zwischen die kantigen und schiefen Grabsteine krachte.
Er schlug sehr hart auf, er tickte noch hoch, und ich hielt für einen Moment den Atem an.
Ich hätte es wissen müssen. Ich kannte Raniel etwas besser. Er war der Gerechte, aber er hatte sich eine eigene Gerechtigkeit aufgebaut wie jemand, der das Gesetz in seine Hände nimmt.
Und so ging er auch vor, wie er uns hier bewiesen hatte. Dieser Killer war nicht weit von uns entfernt gelandet. Unwillkürlich hatten Jane und ich die Köpfe gedreht, schauten hin, entdeckten aber kein Lebenszeichen mehr bei ihm.
Ich schaute wieder auf Raniel. Er war nicht mehr da!

***

Auch Jane hatte es gesehen und kam ebensowenig damit zurecht wie ich. »Das gibt es doch nicht!« keuchte ich.
»Verdammt, der kann seinen eigenen Sohn nicht im Stich lassen.«
Ob Raniel das tatsächlich getan hatte, wußte ich nicht. Für mich jedenfalls war es wichtig, daß ich etwas unternahm, denn auch Sellnick war geschockt worden. Er hatte den Flug seines Killers mitbekommen und sich auch auf dessen Landung konzentriert, aber das andere war ihm einfach entgangen.
Er konnte sich nicht erklären, wohin sich der Gerechte abgesetzt hatte, und ich hatte vor, diese Schock- oder Schrecksekunde bei ihm auszunutzen.
Wie ein Irrwisch war ich gestartet. Ich raste über den Friedhof und konnte nur hoffen, auf dem unebenen Boden nicht zu stolpern, dann wäre alles vorbei gewesen.
Es gab nur mein Kreuz als letzten Einsatz, doch diesmal war ich nur

Statist.

Ein anderer erschien über uns. Und er kam mir vor wie ein Racheengel, der sich den Friedhof als Ort seiner Vernichtung ausgesucht hatte. Aus vollem Lauf heraus hatte ich gestoppt, blickte in die Höhe, und meine Augen weiteten sich.

Raniel schwebte über dem Friedhof!

Eine Lichtgestalt, ein Wesen, ein Engel und trotzdem ein Mensch. Eine Mischung aus allem, ein Stück Geschichte, ein Teil Urzeit, wie immer man es auch erklären mochte.

Mit beiden Händen hielt er seine gläserne Waffe umfaßt und hatte sie zum Schlag angehoben. Wenn sie nach unten raste, würde er Sellnick nie und nimmer treffen, dazu war die Distanz zwischen ihnen einfach zu groß.

Und die Waffe fuhr nach unten.

Selbst Sellnick wurde davon überrascht. Er kam auch nicht mehr dazu, Elohim zu töten, denn noch in der Bewegung entfaltete das gläserne Schwert seine immense Kraft.

Es tötete nicht wie eine normale Waffe, es strahlte plötzlich an der Spitze auf, und nur einen Zungenschlag später zitterte plötzlich ein helles Netz aus Lichtfäden über dem Totenacker. Es bestand aus zahlreichen dünnen Armen und Beinen, die sich verteilten wie die Stelzen eines Rieseninsekts, während der über den Gräbern schwebende Gerechte das eigentliche Zentrum bildete.

Das Licht war da, das Licht zerstörte.

Einen schon menschenunwürdigen Schrei hatte sein Auftauchen zur Folge. Sellnick hatte diese Reaktion gezeigt, und der irre Schrei brandete so laut in die Stille der Nacht hinein, als schienen durch ihn die alten Grabsteine jeden Augenblick zu zerplatzen.

Es wurde auch etwas zerschmettert.

Sellnick bekam dies als erster zu spüren.

Plötzlich stand er in Flammen, denn zumindest zwei dieser hellen Lichtfäden hatten ihn erwischt.

Einer war ihm in den Kopf gedrungen, hatte sich dort tief in den Körper der Kreatur gebohrt und ein regelrechtes Loch hinterlassen.

Aus ihm schoß etwas hervor, das mich an das Sprühen einer Wunderkerze erinnerte.

Zerstörendes Feuer, das die Gestalt noch nicht auseinanderriß, sondern sie in die Höhe schleuderte, so daß sie über den Grabsteinen schwebte.

Eine bunte, schaurige, gräßliche und abstoßende, zuckende Puppe, die das Feuer nicht normal verbrannte, sondern zu einem dicken Klumpen zusammenschmolz, der sich in der Luft drehte, so daß wir dessen Außenseiten erkennen konnten.

Dort schimmerten noch einmal die Gesichter.

Die drei der Kreatur und das vierte, das menschliche. Immer nur für Augenblicke erschienen sie, als wollten sie aus der Masse herausragen, aber sie schafften es nicht und drückten sich immer wieder zurück, bis die Kugel sie nicht mehr auffing und mit einem explosionsartigen Sprühen auseinanderflog, wobei sich die einzelnen Teile wie Schlammspritzer irgendwie in der Dunkelheit verteilten.

Nichts blieb mehr von Sellnick, aber das Licht war nach wie vor noch da. Die einzelnen Fäden waren tief in den Boden gedrungen. Kein Erdreich und auch keine in ihm liegenden Kreaturen der Finsternis hatten ihm Widerstand entgegensetzen können. Das kalte Licht des Schwerts raste mit unheimlich schnellen Bewegungen durch den Boden und war dabei, das große Reservoir der Urdämonen zu zerstören.

Treffsicher erwischten die Lichtpfeile die dort Begrabenen. Sie jagten in die Körper hinein. Sie waren gnadenlose Waffen, die denen keine Chance ließen, die sie nicht verdienten.

Brutale Schläge erwischten die furchtbaren Körper, sie verbrannten sie innerhalb kürzester Zeit, und wir, die wir auf dem Friedhof standen, spürten nur die Vibrationen, das Feuer selbst tat uns nichts.

Manchmal flammte die Erde im Innern auf. Da war die Oberfläche zu Glas geworden, und wir erlebten die lautlose Explosion der Vernichtung mit, bis zum bitteren Ende.

Es wurde wieder dunkel. Es war vorbei.

Ich rieb über meine Augen, als hätte ich einen Traum erlebt, wollte mit Elohim sprechen, der aber war nicht mehr da. Auch Raniel suchten wir vergebens. Beide hatten sich eben auf ihre Art und Weise zurückgezogen.

»Verstehst du das?« fragte Jane.

»Nicht direkt. Aber ich weiß, daß Raniel stets versucht, einen eigenen Weg zu gehen. Er ist der Gerechte, zumindest nennt er sich so, und er hat eben seine eigene Auffassung von Gerechtigkeit.«

Jane nickte. »Wie bei den Männern zu sehen ist. Alvin und Grundel sind tot.«

»Und wir haben die dritte Leiche.«

Neben dem Sarg war ich stehengeblieben und schaute den Fahrer an, der überlebt hatte. Er war nicht mehr in der Lage, den Lastwagen zu lenken. Das Geschehen hatte ihn völlig aus der Bahn geworfen.

Mit gefalteten Händen stand er da und zitterte.

Glücklicherweise parkte der Lastwagen nicht weit entfernt. Jane bot sich an, ihn herzufahren. Dann konnten wir den Sarg aufladen und diese ungastliche Stätte verlassen.

Nein, das war im Prinzip falsch. Sie war nicht mehr so ungastlich, denn die in Lauerstellung liegenden Kreaturen der Finsternis gab es hier nicht mehr.

Und das hatten wir auch dem Gerechten zu verdanken…

ENDE des Zweiteilers